

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 21.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Gautschi.

20. Fortsetzung.

22. Kapitel.

Am nächsten Morgen, es war das Peter-Pauls-Fest, waren die Straßen und Promenaden von Solenbad ungemein belebt. Es war Markt und alle Kaufläden waren geöffnet und außerdem eine Anzahl Buden aufgestellt. Landvölk und Arbeiter waren hierher gekommen und gingen geschäftig auf und nieder oder durchzogen in Gruppen die Straßen.

Arnold trat aus dem Hotel. Einen Augenblick überflog sein Blick das Gewühl, dann wandte er sich davon ab und der Brücke zu.

Er war in dieser Nacht um Jahre älter geworden. Sein Gesicht war blaß, die tiefliegenden Augen hatten einen strengen düstern Ausdruck, seine Haltung selbst entbehrte der gewöhnlichen Anmut und Leichtigkeit, aber sie war strammer und entschlossener.

Er ging in Gedanken versunken die Straße nach Obergang entlang, als ihm Georg entgegentrat und ihn begrüßte.

Arnold reichte dem Salzarbeiter die Hand und drückte sie fest. Sie kehrten dann um und gingen nach dem Platze zurück, kurze Worte wechselnd.

Schon gestern war Arnold davon unterrichtet worden, daß Georg von der Salinenverwaltung entlassen worden sei, und daß er zugleich mit seiner Anstellung auch aller Ansprüche verlustig ging, die er sich durch jahrelange Einzahlungen in die Bruderslade erworben hatte.

Das hätte indes den jungen und intelligenten Arbeiter nicht so schwer betroffen, und einen Hungerlohn wie den bisherigen dürfte er auch anderswo zu erringen hoffen, aber ihn bedrückte der Gedanke an die Mutter, und er klagte nun dem Freunde, wie die Alte schier außer sich sei, ihm allein alle Schuld beimesse und alle Heiligen anrufe, sie die Schande, die er ihr angetan, doch nicht überleben zu lassen.

Arnold riet ihm, Amjee zu verlassen und sie baldigst in eine andere Umgebung zu bringen.

„Die geht nicht,“ versicherte Georg, „die ist zu starkköpfig, und ich denke mir selbst, wenn man die verzezen tät, ging sie daran zu Grunde.“

„Dann gehst du allein.“

Georg nickte zustimmend und erwiderte dann mit einem

halben Seufzer: „Mir tut's leid um das alte Weib, sie hat sich für ihre Kinder genug geplagt, und nun soll sie ganz verlassen dastehen, denn auch der Valentin geht fort, er geht nach Amerika.“

Arnold war von dieser Nachricht überrascht.

Er wußte, daß Valentin die Auswanderung längst geplant, aber nun erfuhr er, daß die Ausführung nahe bevorstände, und daß Elsa es sei, die ihm dabei zu Hilfe gekommen, indem sie ihm eine bestimmte Summe vorstreckte, mit der er die Kosten der Reise und die ersten Wochen seines Aufenthaltes in der Fremde bestreiten konnte. Und auch für den Frieder und seine Kinder wolle sie sorgen, bis der Valentin wiederkäme, um die Eva heimzuholen.

„Ihr Herz ist voll Liebe und Güte,“ fügte Georg leiser hinzu, und er mußte unwillkürlich nach dem Freunde blicken, dem das beste Teil ihrer Liebe zugefallen war.

Dieser antwortete nicht und kein Lächeln erhellte seine düsteren Züge.

Sie hatten den Markt erreicht und schritten an der Häuserzeile dahin.

Vor einem Laden, der fertige Männeranzüge zum Verkauf ausbot und dessen Auslage weit in die Straße hinaus verlegt war, stand ein junges Paar, das die Waaren musterte, sie prüfend befühlte, sie hin und her wendete und, wie es schien, sich doch nicht getraute in den Laden einzutreten. Aber der Kaufmann kam zu ihnen heraus und begann seine Waare laut anzupreisen. Das Mädchen nickte lächelnd und verlegen und zupfte hierauf ihren Gefährten in verstohlener Weise, worauf sich beide rasch entfernten. Sie steckten die Köpfe zusammen und schienen ihre Beratungen noch fortzusetzen, blind für alles übrige.

So kam es, daß sie an Georg anprallten, der, obwohl er sie bemerkte, doch nichts getan hatte, um ihnen auszuweichen.

„Aha!“ rief der mit dem Mädchen Daherkommende.

Es war Valentin mit seiner Eva, der, als er den Bruder und Arnold vor sich sah, in ein vergnügliches Lachen ausbrach. Auch Eva lachte und nickte.

Die Kleine sah überaus hübsch aus. Wie Sonnenschein lag

es auf dem jungen Gesichte und ihr Anzug war nett und kleidsam; man konnte erraten, daß auch hier eine wohlthätige Hand im Spiele war.

„Wir kaufen ein,“ flüsterte sie ganz rot und erhist und mit einer gewichtigen Miene, denn so etwas war ihr in ihrem Leben noch nicht passiert.

„Für meine Reise,“ fügte Valentin fröhlich hinzu; „du weißt doch schon, daß ich mich einschiffe.“

„Wenn wir nur schon das Gewand hätten,“ bemerkte Eva, wobei sie verstohlen und mit einem halben Seufzer nach dem Laden zurückblickte. „Er braucht jetzt ein Herrngwand, natürlich, und dort hängt eins, ein nobles, das ihm wunderschön passen tät, aber der Preis, der ist g'salzen, und sie lassen nicht nach, obwohl ich's dem g'sagt hab', daß der Valentin damit bis nach Amerika geht, und daß sie damit eine Ehr' aufheben könnten.“

„Und Sie schicken ihn also wirklich fort, den Valentin?“ fragte Arnold, den ihre hausmütterliche Vorsorglichkeit zu einem Lächeln reizte.

Sie nickte zutraulich und indem sie den Arm ihres Geliebten an sich drückte:

„Aber er muß mir wieder kommen, ganz g'wiß, das hab' ich ihm gleich g'sagt und er hat mir's auch heilig versprochen, mir und der Elsa.“

„Ich hab' mich gleich zwei Dirndl auf einmal verschreiben müssen, zwei allerliebsten zwar, aber“ — die Wangen des jungen Arbeiters wurden rot — „ist's nicht eine Schand', daß ein Kerl wie ich von zwei Frauenzimmern sich muß protegiren lassen, um vorwärts zu kommen?“

„Geh, Valentin,“ verwies die Everl, „red' nicht so wißt daher, sie ist unsere Freundin, und du wirst ihr mit der Zeit alles wieder zurückzahlen.“

„Ja, das hoff ich, na, ihr sollt was erleben, ich will mich ordentlich tummeln, ich werd mich nicht schonen bei der Arbeit, denn jetzt hab' ich eine Aussicht und ein Ziel und übers Jahr sind wir zwei schon verheiratet und die glücklichsten Leut' auf der Welt. Na Schorschel,“ fügte er gutmütig tröstend hinzu, „ich will schon dafür sorgen, daß du mitsamt unserer Alten bald nachkommst, und die Elsa kommt auch und“ — er legte die Hand vertraulich auf Arnolds Schulter — „ich wüßte dann noch einen, der am besten tät, wenn er ebenfalls dem alten Europa den Rücken zeigte, wie?“

Arnold reichte ihm die Hand.

„Mein lieber Valentin, ich habe in diesem alten Europa noch einiges zu tun und Georg wird wohl auch aussharren müssen.“

„Schau!“ rief Everl in dem Augenblick, in dem sie Valentin anstieß und dann hastig und wiederholt mit dem Finger rückwärts nach dem Laden deutete. „Er hat mir zugewinkt, er ruft uns zurück, er hat halt doch ein Einsehen, aber jetzt gehen wir nur gleich, sonst vergeht es ihm wieder.“ Sie drängte Valentin, der nur noch einige Worte mit Arnold und Georg wechselte, die heute stattfindende Volksversammlung betreffend, dann trennten sie sich und er trat mit seiner Everl in den Laden des Konfektionärs.

Es war fast Mittag geworden, als Arnold nach Obergau fuhr und in der Villa Dönhof zu der von Sr. Erzellenz dem Grafen Falkenau gewünschten Unterredung eintraf.

Er ward in den Salon geführt und fand sich hier einer Dame gegenüber, die ihm bisher fremd geblieben war, es war Gräfin Marie von Falkenau.

Sie empfing ihn mit gemessener Höflichkeit, die von Verlegenheit nicht frei war.

Sie bat ihn, die Abwesenheit ihres Vatten zu entschuldigen, der in einer unaufschiebbaren Angelegenheit nach Solenbad gefahren sei, aber nicht zögern werde zurückzukommen und ihn ersuchen lasse, ihn hier zu erwarten.

Sie wies auf ein Etablissement in der Nähe des Fensters. Sie setzten sich einander gegenüber. Ihr steifes kaltes Wesen und sein düsterer Ernst begünstigten keineswegs die Konversation, sie stockte in jedem Augenblick.

Es entging indes Arnold nicht, daß ihn die Dame, wenn auch verstohlen, mit einer gewissen neugierigen Aufmerksamkeit betrachtete. War denn das, was er litt, ihm auf die Stirne geschrieben? Er glaubte doch völlig Herr seiner selbst zu sein, oder war ihr sonst etwas in seiner Physiognomie aufgefallen?

„Ich bedaure“, sagte sie, nachdem wieder eine Pause eingetreten war, „daß Sie mit einer Fremden vorlieb nehmen müssen, die in keine der Beziehungen eingeweiht ist, in welche Sie zu meinem Manne getreten sind. Auch meine Schwägerin und mein Sohn Hugo, die Sie beide kennen, sind vom Hause abwesend.“

Er antwortete mit einer Phrase.

Sie fixirte ihn wieder und sagte dann rasch, gleichsam von Innen gedrängt: „Unsere Familie ist heute Morgens durch eine Nachricht allarmirt worden, die Hugo gestern von der Soirée der Fürstin mitgebracht. Es zirkulirte daselbst das Gerücht, Helene Falkenau habe sich mit Baron Reinthal verlobt.“

Arnold verneigte sich statt jeder Antwort.

Sie wandte ihm die großen grauen Augen zu und sagte mit herber Offenheit:

„Wir können es nicht glauben, und wollen es nicht glauben, und so ist mein Mann als das Oberhaupt der Familie, zu Helene geeilt, um sie über diese Gerüchte zu befragen, und zu hindern, daß sie zur Wahrheit werden.“

Wieder machte sie eine Pause und setzte dann resolut hinzu: „Sie stehen dem Baron sehr nahe, Sie werden mir sagen können, was davon zu halten ist.“

„Frau Gräfin, ich stehe keineswegs dem Baron so nahe, um über so intime Vorfälle unterrichtet zu sein.“

Sie sah ihn kalt an und sagte schroff:

„Ich kenne genau das Verhältnis, in dem Sie zu ihm stehen, und kenne es seit langen Jahren, er ist Ihr Vater.“

„Mein Erzeuger, Frau Gräfin.“

„Sie unterscheiden fein, aber Sie haben Recht, er ist Ihr Erzeuger, nur Ihr Erzeuger, denn an dem Vaternamen hängen so viele Pflichten, und er bedeutet einem Kinde das Wohlwollendste und Bärtlichste von seiner ersten Erinnerung an — aber diese Bedeutung kann er Ihnen nie gehabt haben.“

Er sah sie erstaunt an.

Sie aber, als spräche sie ein Langzurückgehaltenes mit tiefer innerlicher Ueberzeugung plötzlich aus:

„Er hat den Vaternamen und die Liebe eines Sohnes nie verdient. Trennen Sie Sich von ihm!“

„Das ist bereits geschehen.“

„Wie, Sie hätten Sich von ihm losgesagt, und dauernd?“

„Für immer.“

Sie hob die Augen gegen Himmel und faltete die Hände. „Gott du bist gerecht!“ Dann wendete sie sich dem jungen Manne zu, und indem sie ihm in das blasse, edle Antlitz sah, das sie vom ersten Augenblick an sympathisch berührte, sagte sie fast feierlich: „hier leitet Sie eine höhere Macht, gehorchen Sie dieser inneren Stimme. Und nicht wahr, von dem Augenblick, wo Sie Sich von ihm los sagten, trennten Sie Sich auch von seinen Anschauungen und Prinzipien? Sie sind frivol und grundverderblich; aber nun wird Sie nichts mehr hindern, sich mit denen zu verbinden, die allein in stande sind, Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen, denn sie unterlegen all ihren Bestrebungen die sicherste Grundlage, den wahren Glauben.“

Und als Arnold dieser Exaltation der glaubensstarken Frau gegenüber stumm blieb, faßte sie seine Hand, und in einem vorwurfsvollen aber mütterlich warmen Ton, wie er diesem strengen Charakter nur äußerst selten zu Gebote stand, fuhr sie fort: „Mein Mann hat die besten Absichten mit Ihnen, er schätzt sie, ich weiß es, und er wird Ihnen eine glänzende Zukunft bereiten. Haben Sie daher Vertrauen zu ihm und zu seinen Erfahrungen, acceptiren Sie seine Vorschläge, und Sie, der von Jugend auf allein gestanden, der den Segen des Familienlebens immer entbehren mußte, Sie sollen von nun an wie ein lieber Sohn in unserem Hause aufgenommen sein.“

Arnold wurde jeder Antwort entzogen, denn der Graf trat in diesem Augenblick in den Salon.

Er stuzte, als er seine Frau, in augenscheinlicher Bewegung und selbst das Wort führend, neben dem jungen Doktor fand.

Aber er wußte, nach welcher Richtung hin sie allein einer Exaltation fähig war, und lächelte daher in bonhommer Weise.

Er drückte Arnold die Hand und bedauerte, daß er ihn habe warten lassen, dann winkte er beruhigend seiner Gattin zu, und auf seine Mission bei Helene anspielend, sagte er: „Es ist wieder alles in Ordnung. Mein Gott, sie hat keinen ernststen Willen und ist so leicht bestimmbar.“

„Und Natalie und Hugo?“

„Sind noch bei ihr. Natalie wird für einige Tage sich bei ihr installieren, um einen Rückfall zu verhindern“. Dann mit einer Geberde gegen Arnold: „Es tut mir leid, dir unsern lieben Doktor so bald zu entziehen, aber wir haben Ernstes zu diskutieren“.

Bei der Türe angekommen, ließ er Arnold vorausgehen und wendete sich mit einem bedeutsamen Frageblick nochmals gegen seine Frau.

Sie war nahe an ihn herangetreten.

„Alles steht günstig“, flüsterte sie, „was du gewünscht, hat sich bereits vollzogen, sie sind getrennt — er wird uns angehören“.

Die Konferenz zwischen dem Grafen und Arnold zog sich in die Länge.

Graf Falkenau war äußerst liebenswürdig und entgegenkommend, zeigte sich ziemlich unterrichtet über die Verhältnisse der Großindustrie und die der Arbeiterschaft.

Er haßte das Großkapital, welches eine so bedeutende Macht im Staate geworden, daß es die des Adels überwog.

Er sprach nun unumwunden seine sozialpolitischen Anschauungen aus und betonte die staatliche Notwendigkeit wirtschaftlicher Reformen.

„Auch eine konservative Politik kann in Hinsicht auf die Erhaltung des Staates radikal vorgehen“, sagte er mit einem feinen Lächeln, „sogar sehr radikal, sobald es sich um die Aufhebung von Schäden handelt, welche unrettbar zum Verderben führen“.

Und nun zeigte er sich empört über die moderne Tendenz der Ausnützung, ja Auspressung der Massen, lediglich zu dem Zweck, um Kapital in einigen wenigen Händen zu konzentrieren. Er bezeichnete das Anwachsen des Großkapitals auf der einen, die riesige Vermehrung des Proletariats auf der andern Seite als eine Gefahr für die Gesellschaft, und begriff vollkommen die dadurch hervorgerufene Gährung, die durch Gewalt niemals bekämpft werden könne, ja, der Herr Graf verstieg sich, um Arnold völlig von der Gleichartigkeit ihrer wirtschaftlichen Anschauungen zu überzeugen, zu der Behauptung, daß eine wirkliche Bekämpfung dieser Bewegung vielleicht nur auf dem Wege einer neuen Vermögensbildung werde erfolgen können.

Er sprach auch von seinem persönlichen Wohlwollen für die Arbeiterschaft, und wie diese ihrerseits alle Ursache hätte, ihm und seiner Partei Vertrauen entgegen zu bringen. Er sprach von väterlicher Fürsorge und von der Notwendigkeit, sich mit denen, die diese Verhältnisse untersuchen und wissenschaftlich zu ergründen bestrebt seien, sowie mit den Führern der Arbeiterschaft ins Einvernehmen zu setzen, diese hätten dem Volke klar zu machen, daß nur der Konservatismus die Wunden heilen könne, die der moderne Liberalismus ihm geschlagen.

Mit einer Art Ergriffenheit, die von sittlicher Entrüstung zeugte, wies er auf den Kultus des goldenen Kalbes hin, in dem der Materialismus seine giftigsten Blüten entfalten konnte, und er fand, daß es hoch an der Zeit sei, zu früheren und einfacheren Verhältnissen zurückzukehren. Die Zölle sollten erhöht, die Fideikomisse auch bei den Bauern wieder eingeführt werden, um der Verstückelung entgegenzuwirken, die Zünfte seien wieder herzustellen und das Kleingewerbe in jeder Weise zu begünstigen. Aber indem man das Volk von dem Industrialismus befreie, müsse man es zugleich von dem Materialismus

erlösen, dem es zu verfallen drohe, und nebst der Pflicht, ihm Brod zu schaffen, erwüchse die ungleich höhere, ihm auch seinen Glauben wieder zurückzugeben.

Arnold hatte ruhig und aufmerksam diesen Auseinandersetzungen gehorcht, jetzt zeigte der Ausdruck seiner ersten Augen, seine ganze Haltung etwas Verneinendes, durchaus Widerstrebendes.

„Das heißt, Sie werden diese notwendige Abhilfe nur unter Bedingungen gewähren, deren Nichterfüllung Sie sodann zur Strenge autorisieren würde. Aber ist die Erfüllung dieser Bedingungen überhaupt noch möglich? Excellenz, ich zweifle nicht, daß Ihre Intentionen die besten sind, aber dieses geplante Zurückgehen auf frühere Verhältnisse erscheint mir unverträglich mit unserer Zeit und ihren Bedürfnissen. Jede Zeit hat ihr eigenartiges fortschrittliches Gepräge, und nimmer kann die eine unter der Herrschaft einer andern stehen“.

„Das eigenartige Gepräge unserer Zeit, das aber zugleich mit dem innersten Bedürfnis des Volkes im Widerstreit ist, ist der Materialismus“, versetzte der Graf mit einem verächtlichen Lächeln.

„Das Wort paßt nicht ganz, man muß für einen neuen Zustand auch neue Bezeichnungen erfinden“.

„Dann nennen wir sie die glaubenslose Zeit“.

„Das ist sie sicher, und eben weil sie es ist, so ist es notwendig, sich dies auch einzugestehen“.

„Um zugleich diesem Zustand ein Ende zu machen“.

„Er entspricht der historischen Entwicklung des Menschengeschlechtes“, bemerkte Arnold trocken.

Der Graf schüttelte den Kopf und entgegnete hoch: „Der Glaube entspricht allen Zeiten, raubt man ihn der Menschheit, so hat man ihr alles geraubt, was sie vor Verwilderung noch bewahren konnte“.

„Excellenz, man raubt dergleichen nicht, es schwindet langsam, allmählich verglimmt es, wie das Licht des scheidenden Tages, und plötzlich ist es nicht mehr da. Sehen wir doch näher zu, wir finden überall nur mehr den Schein des Glaubens, den mühsam erhaltenen Schein, denn was bereits im Niedergang begriffen ist, hat keine Kraft mehr und keine Macht. In unseren Tagen ist es die Wissenschaft, die alles Ansehen besitzt, die belebende, schöpferische Kräfte entwickelt, die das Prinzip der Fortbildung in sich aufgenommen und eine neue Weltanschauung geboren hat“.

Der Graf hatte sich in die Lippen gebissen, aber das überlegene Lächeln war nur auf einen Augenblick davon verschwunden.

„Eure Wissenschaft richtet sich nur auf äußerliche Dinge, und dieser ganze Aufklärer läßt das Herz kalt, denn er ist durchaus lieblos und gemüßlos. Der Glaube aber ist voll Gemüt und Poesie; er allein vermag die Armen zu trösten, die Verzweifelten zu beruhigen“.

„Und er hat diese Mission durch Jahrtausende geübt, und sie ist für ihre Zeit eine wohlthätige und notwendige gewesen. Aber der Glaube hat das Anwachsen der Armut nicht zu verhindern vermocht und die Leiden dieser Welt, die er in seinem Pessimismus als eine irdische Notwendigkeit bezeichnet, sind nicht durch ihn gebessert worden. Diese Aufgabe, die eine Notwendigkeit geworden ist für die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechtes, ja für ihre Existenz, kann und wird allein durch die empirische Wissenschaft besorgt werden“.

„Diese Wissenschaft kann sehr wohl neben dem Glauben bestehen“, versetzte der Graf.

„Ich leugne dies“, entgegnete Arnold bestimmt. „Von jeher, zu allen Zeiten ist der Glaube mit der Wissenschaft im Kampfe, weil in einem direkten Gegensatz gewesen. Zu Kolumbus Zeiten war es ein Verbrechen, zu sagen, daß die Erde rund sei, und Galilei wurde gefoltert, weil er zu behaupten wagte, daß sie sich bewege. Aber trotz all dieser Verfolgungen und Beschränkungen ist die Wissenschaft vorgeschritten, weil dieser Fortschritt unaufhaltsam ist, und die exakte Forschung, wo die Natur, das Leben selbst zu uns redet,

hat zu den großen Entdeckungen und Erfindungen der Neuzeit geführt, die die Erde verändern und dem menschlichen Gehirn eine andere Richtung geben. Der Glaube muß vor dem Wissen verschwinden. Sie mögen diesen Verlust beklagen, Herr Graf, aber Sie können es nicht ändern. Aber wir, die wir dieser neuen Richtung angehören, wir müssen nun darauf dringen, daß man nicht länger der Menschheit vorenthält, was sie für diesen Verlust entschädigen kann, und was allein in natürlicher Entwicklung bestimmt ist an seine Stelle zu treten: Bildung“.

„Und Sie glauben in der Tat, diese könne jemals vollen Ersatz dafür bieten, und die Wissenschaft könnte dahin kommen, die Leiden dieser Welt zu verringern? Nein, tausendmal nein, dieser Leiden sind unzählige und sie sind endlos, und der Mensch ist ein Nichts-Gewalten gegenüber, die fürchterlich und unberechenbar sind, die uns allüberall umgeben, und uns täglich und stündlich mit Zerstörung bedrohen“.

„Erzellenz, auch in der Natur ist alles nur Wirkung von Ursachen, die vorhergegangen, und all' diese Kräfte

und Gewalten sind ebenfalls an bestimmte Gejeze gebunden. Sie bedrohen uns nur, solange wir diese nicht erforscht und erkannt haben. Aber die Wissenschaft leitet uns darauf hin, und diese Kräfte und finsternen Gewalten, denen wir bisher hilflos, furchtsam und zitternd gegenüber gestanden, wir lernen sie nun erkennen und beherrschen. Wir haben den Blitz des Himmels ist unseren Dienst gezwungen, er wird für uns arbeiten, und was der Menschheit bisher ein Fluch gewesen, wir verwandeln es zu ihrem Segen. Und immer weiter dringt die Erkenntnis, und immer mehr unterwerfen wir uns die uns nur scheinbar feindlichen Kräfte in der Natur, bis wir uns tatsächlich zu ihrem Herrn aufgeworfen haben, zu ihrem Meister“.

„Ein großartiges Bild, voll kühner Voraussetzungen, in der Tat, aber selbst wenn diese Hypothesen einige Berechtigung hätten, würden damit die inneren Konflikte der menschlichen Gesellschaft behoben sein? Würden die Leidenschaften des Herzens dadurch gebändigt, und die menschliche Schlechtigkeit, die Sünde, damit aus der Welt geschafft sein?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Frühling der tropischen Zone.

Von Realschullehrer O. Lehmann.

Frühling in der tropischen Zone! Kann auch von einem Frühling in den Gegenden die Rede sein, welche meist eine mehr oder weniger gleichförmige Temperatur haben? So wird vielleicht mancher Leser denken, dem die ewig grünen Gefilde der heißen Zone vor Augen schweben, und der nur zwei Zeiten der Tropen unterscheiden lernte. Gewiß! auch für die Gegenden zwischen den Wendekreisen gibt es einen Zeitabschnitt, der unserm Frühling analog ist, wenngleich er in etwas anderer Form sich zeigt. In den gemäßigten und kalten Zonen wird der Frühling durch die Wärme der wiederkehrenden Sonne charakterisiert, welche schnell die Fesseln löst, mit welchen die Winterkälte die Vegetation lange in einem todähnlichen Zustande gebunden hielt. Es ist ein wunderbarer Uebergang von der Ruhe zur Wirksamkeit, wovon wir in diesen Zonen im Frühlinge Zeugen sind. Ueberall schwellen Knospen auf den Pflanzen, zahllose Blätter und Blumen brechen aus dem Versteck der Knospenhüllen hervor und entfalten sich in der lieblichsten Farbenpracht. Diese in die Augen springenden Gegensätze in der Natur sucht man vergebens in der heißen Zone. Zwischen den Wendekreisen ist die Einförmigkeit eines hohen Temperaturgrades während des ganzen Jahres ein vorherrschender Zug. Die Temperatur wird dort niemals so niedrig, daß die Wirksamkeit der Vegetation dadurch gehemmt wird. Selbst die kälteste Zeit ist doch beinahe immer unserm Sommer gleich. Die Temperatur gibt deshalb in den Tropengegenden keine Veranlassung zu den Jahresabteilungen, welche durch das veränderte Aussehen der Vegetation bezeichnet werden.

Von weit größerer Bedeutung in dieser Hinsicht ist der Feuchtigkeitszustand der Luft, und die lang anhaltende Dürre bringt zwischen den Wendekreisen dieselbe Wirkung auf die Vegetation hervor, wie die Kälte unter höhern Breitengraden, indem sie selbige in einen Ruhestand versetzt, welcher den Abfall des Laubes von den baumartigen Pflanzen, das Hinwelken der einjährigen, und das Verschwinden der überirdischen Teile der Zwiebel- und Knollengewächse bewirkt. Die sogenannten Castings-Wälder in Brasilien zeigen uns eine Sommerlandschaft, welche in ihren wesentlichsten Zügen viele Uebereinstimmung mit unserer Winterlandschaft hat. Der Wald ist seines Blätter Schmuckes beraubt, und die grauen oder braunen Stämme schnellen empor mit ihren blumen- und fruchtlosen Zweigen; die krautartige Vegetation der Erdoberfläche ist verschwunden, aber eine Lage verwelkter, zusammengerollter Blätter wird rassend von jedem glühenden Windhauche, der durch den öden Wald zieht, in Bewegung gesetzt.

Es kann indessen nicht geleugnet werden, daß der hemmende

Einfluß der Dürre auf die Vegetation in der tropischen Zone beiveitem nicht so allgemein eingreifend ist, wie die Winterkälte in der gemäßigten und kalten Zone. Die baumartige Vegetation, welche immer einen der wichtigsten Züge in der Landschaft bildet, ist in den Tropengegenden gewöhnlich mit lederartigen, glänzenden, immergrünen Blättern versehen, und allgemeiner Laubfall gehört deshalb zu den Ausnahmen.

Die Tropenbewohner theilen bekamtlich das Jahr nicht in vier Abschnitte, sondern nur in zwei: in die trockene und in die nasse Zeit (Regenzeit).

Ungeachtet sich dies nun so verhält, findet man doch, daß die Pflanzenwelt von einer Periodicität abhängig ist, welche sich, unabhängig von Wärme und Feuchtigkeit, in den beiden wichtigsten Momenten des Pflanzenwuchses zu erkennen gibt. Es ist eine, verhältnismäßig beschränkte Anzahl Pflanzen, welche in der tropischen Zone während des ganzen Jahres blühen und Frucht tragen, sodas für diese kein Ruhepunkt einzutreten scheint; die beiveitem überwiegende Anzahl Pflanzen ist auf eine Blüte und Fruchtbildung während des Jahres beschränkt; behält man diese Klasse Pflanzen vor Augen, so wird es für den Naturforscher nicht schwierig sein, den Einfluß des Frühling auf die Vegetation in der tropischen Zone zu bemerken, selbst wenn dieser nicht so stark wie außerhalb der Wendekreise ausgeprägt ist.

Zuerst wenden wir uns nach der Region, welche in dem tropischen Nord- und Südamerika die des ewigen Frühling genannt wird. In Mexiko nimmt diese Region die Hochebenen ein, welche sich vom Fuße der Gebirge an den Grenzen Neu-Mexikos bis gerade an die Südgrenze des Departements Puebla, welches an Tehuacan grenzt, erstrecken. Diese Hochebene hat eine Mittelshöhe von 7 bis 8000 Fuß. Eine gleichförmige, verhältnismäßig niedrige Temperatur, trockene Luft mit scharfen Winden sind vorherrschend. Alle Baumvegetation mangelt; verküppelte Büsche von harz- oder terpeninreichen Geschlechtern findet man hier und dort; die schwache Vegetationsdecke besteht aus rauhen, blaugrauen, pfriemförmigen Gräsern, Viole, Rannkeln, Potentillen, Geranien, niedrigen Schirmpflanzen, feinen Sisyrrinchien u. dergl.

Der Erdboden ist auf großen Strecken von Salz durchdrungen, welches in den Silberwerken beim Amalgamationsprozeß benutzt wird; es zeugt von frühern Meeresbedeckungen, und der Boden ist so vollkommen horizontal, daß das Auge, indem es über meilenweite Strecken schwebt, nicht die geringste Unebenheit entdeckt. Hier sind vorzüglich die Kaktusarten vorherrschend. Niedrige, kugelförmige Opuntien mit zolllangen, leicht abfallenden, strohgelben Dornen, welche mit Häkchen ver-



E

s geht bei gedämpfter Trommel Klang.
 Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
 O, wär' er zur Ruh' und Alles vorbei!
 Ich glaub', es bricht mir das Herz entwei!

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
 Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
 Bei klingendem Spiele wird paradirt;
 Dazu bin auch ich kommandirt.

Nun schaut er auf zum letzten mal
 In Gottes Sonne freudigen Strahl; —
 Nun binden sie ihm die Augen zu —
 Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

Es haben die Neun wohl angelegt;
 Acht Kugeln haben vorbeigesetzt.
 Sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz —
 Ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz.

Adelbert von Chamisso.

sehen sind, bedecken den salzhaltigen Erdboden und machen das Terrain beinahe unpassierbar: denn sie sind so leicht an die Erde befestigt, und so spitz und anklebend sind die Dornen, daß sie bei der geringsten Verührung sich in so großen Haufen an die Füße des Wanderers oder an die Beine des Pferdes klammern, daß diese förmlich von der stehenden, beschwerlichen Masse eingehüllt werden; große, wunderbar geformte Echinoskakteen, zusammengehäufte Massen von Mamillarien, als ob ganze Fuder auf einem Flecke aufgestapelt wären, geben der Hochebene ein trauriges, wüstenähnliches Aussehen; die felsich fäulen- oder landelaberartigen Careen mangeln dagegen hier, sind aber desto häufiger auf steinigem, trockenem, baumlosen Bergabhängen. Die Agaven gedeihen noch gut, und die 5 bis 6 Meter hohen Blumenstengel sind die einzig hervorragenden Pflanzenerzeugnisse in der Landschaft. Der Wassermangel ist in diesen Gegenden groß; die feuchte Luft des atlantischen Meeres, welche beim östlichen Passatwind über das Land geführt wird, scheidet ihre ganze Wassermenge auf der östlichen Seite der Nordkordilleren aus, deren Spitzen hoch über den niedrigen Wolkengürtel ragen. Selbst in der Regenzeit ist die niederfallende Wassermenge gering. Die wenigen flachen Wasserbassins, welche man auf der Hochebene zerstreut findet, trocken in der dünnen Zeit größtenteils aus, und das Wasser ist gewöhnlich brach oder ganz salzig. Deshalb ist der Anbau des Bodens beinahe unmöglich; die äußerst spärliche Bevölkerung, welche über den ungeheuren Flächenraum sporadisch verteilt ist, und deren Wohnungen in der Nähe einer wasserhaltigen Stelle aufgeschlagen sind, baut ein wenig Gerste, Kartoffeln und Agaven, deren Saft beinahe während des ganzen Jahres ihr einziges Getränk ist. Viehzucht ist die wichtigste Erwerbsquelle der Bevölkerung, und sie ist von großer Bedeutung, denn das Areal ist von so geringem Werte, daß ein Besitz von 50 Leguas Land zu dem Gewöhnlichen gehört. Das Vieh, welches auf diesen großen Flächen sich selbst überlassen ist, vermehrt sich stark, und es gibt Meiereien, welche auf ihrem Grunde 20 bis 30 000 Stück Hornvieh, Pferde und Maulesel zählen. Große Verluste entstehen indessen, wenn die Wasserstellen bei anhaltender Dürre austrocknen und das Vieh dann vor Durst umkommt. Bekannt ist es, daß das vom Durst geplagte Vieh selbigen an saftigen, schleimigen Kakteen zu stillen sucht, nachdem die Dornbündel mit den Hufen abgeschlagen sind, aber dies ist doch nur ein unvollkommenes Surrogat für das Wasser. Reiche Mineraldistrikte grenzen gegen Norden an diese Hochebenen, so bei Mazagil und Saltillo; die Bearbeitung hat die reichste Ausbeute gegeben, aber dessenungeachtet war sie nicht vorteilhaft, da die Bedürfnisse für den Minenbau, Lebensmittel, Holzwerk, Kohle u. dergl. aus sehr entfernt liegenden, üppigen Gegenden per Achse herbeigeführt werden mußten. So wenig verlockend ist die Region des ewigen Frühlings Mexikos.

Zu Südamerika rechnet man zu dieser Region die peruanischen Hochebenen (Punas) von 12 bis 13 000 Fuß Höhe, welche sich zwischen der westlichen Nordkordillerenkette und der östlichen damit parallellaufenden Andeskette erstrecken. Diese Puna-region wird darauf in der weiter ausgebreiteten bolivischen Hochebene fortgesetzt. Die Temperatur in dieser Region ist rau und kalt; der Sommer, welcher so genannt wird, weil es alsdann seltener schneit, hat gewöhnlich eine Nachttemperatur von -5° R., gegen Mittag steigt die Temperatur bis zu $+9^{\circ}$ R. Im Winter ist die Nachttemperatur gewöhnlich 0 oder $+1^{\circ}$ R., der Mittag zeigt $+7^{\circ}$ R. Uebrigens ist es noch besonders schwierig, die Mitteltemperatur anzugeben, weil die Winde plötzliche und sehr bedeutende Veränderungen in dem Gange der Temperatur herbeiführen. Wenn diese von den schneebedeckten Gipfeln der Nordkordilleren wehen, so können einige Stunden eine Veränderung von 18 bis 12° R. herbeiführen. Kalte West- und Südwestwinde streichen beinahe während des ganzen Jahres über die Hochebenen hin, und wenn diese mit Heftigkeit wehen und von plötzlichen, großen Temperaturveränderungen begleitet sind, so wird der mit Recht gefürchtete, sehr schmerzvolle sogenannte Chimu hervorgebracht, der sich durch

ein schnelles Austrocknen der Haut zeigt. Auf allen Körperteilen, welche der Einwirkung der Luft ausgesetzt ist, wird die Haut pergamentartig, es entstehen tiefe Risse, aus welchen das Blut hervorbringt, und alsdann folgt ein starkes Anschwellen der Teile. Besonders erduldet der Reisende große Leiden, wenn die Lippen und die Augenlider auf diese Weise angegriffen werden; zuweilen ist das Anschwellen der gesprungenen, blutenden Augenlider so groß, daß Blindheit erfolgt.

Diese Gegenden bieten ein trauriges Ansehen dar, der Baumwuchs mangelt gänzlich; man findet nur eine spärliche Buschvegetation von Katanjabüschchen und Quenja hier und dort; magere, braungelbe Gräser von winterlichem Aussehen in isolirten Haufen, niedrige, trockene, buschartige Korbbüschchen, gelbliche, mit Dornen versehene Echinoskakteen bilden die Hauptzüge in der Vegetation, deren gleichförmiges, trauriges Aussehen kaum durch die großblühenden Kalceolarien, blauen Gentianen, wohlriechenden Verbenen, niedrigen Kreuzblumen u. dergl. unterbrochen wird, welche man wohl hier findet, die aber größtenteils von verwelkten Gräsern eingehüllt sind. Die spärliche Indianerbevölkerung, welche die Puna-region bewohnt, baut ein wenig Gerste, die jedoch niemals reif wird, sondern grün abgeschnitten als Pferdefutter benutzt wird. Der sogenannte Mafa, eine noch nicht näher bekannte Pflanze, wahrscheinlich ein *Tropaeolum*, dessen Knolle von der Größe einer Kastanie, und die von süßlichem Geschmack ist, ist die einzige angebaute Nahrungspflanze. So dürftig die Pflanzenwelt auf diesen Hochebenen ausgestattet ist, so hat doch gerade hier die größte Anzahl von Südamerikas großen pflanzenfressenden Säugetieren ihre Heimat, denn das Lama und die damit nahe verwandten Arten, Guanaco und Vicuña, leben in der trockenen Zeit, wenn die Nordkordilleren und Andesabhänge zugeschnitten sind, in zahlreichen kleinen Herden auf den Punaebenen. Man bekommt einen Begriff von der Anzahl dieser Tiere durch Garcilaso de la Vega's Bericht über die großen Jagden, welche die Inkakönige in Puna's veranstalteten und wobei oft 40 000 Tiere der genannten Art zusammengetrieben wurden.

Aus diesem zweiten kleinen Bilde von der sogenannten Region des ewigen Frühlings wird auch hervorgehen, daß, wenn der Frühling nicht von der belebenden Ueberzeugung einer Sommer- und Herbstperiode begleitet würde, aller Zauber schwände.

Von diesen hochliegenden Gegenden wenden wir uns nun zu dem tropischen Tieflande Amerikas, um das Aussehen der Landschaft im Frühlinge zu betrachten. Wir verlegen die Szene nach der Ostküste Mexikos.

Die Zeit der Nordweststürme ist gegen Schluß des Februars vorbei; sie führten an die Küste keinen Regen mit sich, sondern höchstens kalte, feuchte Nebel. Der Urwald steht grün wie immer, und eine allgemeine Verjüngung des Pflanzenwuchses findet nicht statt. An manchen Waldbäumen sieht man reife und unreife Frucht zusammen mit ungeöffneten Blumenknospen und entfalteten Blumen, sowie auch alte und kürzlich aufgeschlossene Blätter.

Nur indem man auf die einzelnen Züge in dem organischen Leben achtet, bemerkt man, daß es Frühling ist. Die Mahagonibäume haben die alten Blätter abgeworfen und treiben junges, lederfarbiges Laub; die großen, holzartigen Kapseln springen auf und fallen zur Erde, indem der geflügelte Same weit und breit vom Winde zerstreut wird. Des Waldes zahlreiche Kopalbäume beginnen mit grünlichen und weißen Blumen zu blühen. Die Palmen öffnen ihre Blumenscheiden und treiben zusammengesetzte Blumenbüschel. Die Vanille, deren Frucht kürzlich in den Küstewäldern eingesammelt wurde, beginnt wieder zu blühen; die parasitischen Tillandsien und Orchideen stehen in dieser Zeit im reichsten Flor. In den Indianerdörfern finden wir einen Teil merkwürdiger Pflanzenformen versammelt, an welchen die Verjüngung des Frühlings sich deutlich zu erkennen gibt. Die Indianer haben ein großes Interesse für schöne oder merkwürdig geformte Pflanzen, welche sie zu religiösen Zwecken, hauptsächlich zu Opfern auf den Altären

vor den Heiligenbildern benutzen. Wo sie solche Gewächse finden, nehmen sie dieselben mit sich und pflanzen sie um ihre Hütten. Hier finden wir um diese Zeit die alten Stämme von *Carolina insignis* mit blattlosen Zweigen, bedeckt mit weißen Blumen, aus welchen reiche Büschel hochroter Staubfäden hervorragen; *Carolina macrocarpa*, ebenfalls blattlos und mit weißen Blumen bedeckt; ungeheure dornige Stämme von Baumwollenbäumen mit Kronen, welche einige Aehnlichkeit mit weißen Lilien haben; Wittelsbachien von der Größe unserer Eschen, blattlos und mit Zweigen überfät, welche große, schwefelgelbe Kronen tragen, unsern gelben Nymphaeen gleichen. Die prächtigen Plumerien gehören zur allgemeinen Zierde der Indianerdörfer; mehrere Arten und noch mehr Farbenveränderungen (weiße, rosenfarbige, dunkelrote, rotgestreifte, schwefelgelbe) findet man in kleinen Gruppen um die Hütten. Sie wachsen zu einer ansehnlichen Größe empor und bringen mit ihren reichblühenden Halbhirnen eine prächtige Wirkung hervor. Ferner müssen die hochstämmigen Bignonien genannt werden, welche ihre fünfgefiederten Blätter noch nicht getrieben haben, aber gänzlich mit violetten oder gelben Kronen in großen abgerundeten Blumenständen übersät sind. Endlich eine ausgezeichnet hochstämmige *Faberna montana*, welche im Gegensatz zu den genannten Blumenbäumen ihre lanzettförmigen, glänzenden Blätter behalten hat, zwischen welchen überall weißgelbe, trompetenförmige Kronen hervorgucken. Auf den Stämmen der besprochenen Bäume finden wir blühende Gruppen parasitischer Prachtplanzen, besonders Orchideen, unter welchen *Schomburchia Galeottiana* hervorgehoben werden muß. Der Blumenschaf dieser Orchidee ist etwa 2 Meter lang, glänzend schwarz und so zähe, daß er als Reitpeitsche benutzt werden kann; er trägt an der Spitze einen Blumenbüschel von 30 bis 60 Centimeter Länge, mit großen violetten Blumen.

Gelbe Uruidien, mit schmetterlingähnlichen Blumen, weßhalb die Pflanze auch so genannt wird, deren Blumenbüschel von den Zweigen der Bäume herniederhängen, gehören ebenfalls zu den schönsten Erzeugnissen des Frühlings.

Nichts kann prächtiger sein als der Anblick der regelmäßig angelegten Kaffeeplantagen in ihrer Frühlingsblüte. Der Kaffeebaum selbst ist eine sehr edle Pflanzenform, sie bildet einen spitzulaufenden Keil. Der Stamm ist, durch die horizontal absteigenden oder schwach niedergebogenen, im Kranze stehenden dichten Zweige, reich mit dunkelgrünen, glänzenden, lederartigen Blättern belaubt, gänzlich verborgen. Das Blühen sämtlicher Kaffeebäume findet zu gleicher Zeit statt. Beim Abendbesuch in der Plantage war ein weißlicher Schein von den zahllosen Blumentknoßen über die dunkelgrüne Grundfarbe verbreitet. Am nächsten Morgen bietet die Plantage ein Aussehen dar, als ob ein heftiger Schneefall sich ereignet habe, indem die ganze Pflanzung eine zusammenhängende weiße Blumenmasse zu sein scheint, in welcher die grünen Blätter gänzlich verschwunden sind. Ein balsamischer Duft erfüllt die Atmosphäre. Aber diese Blumenpracht dauert sehr kurze Zeit; kaum zwei Tage später, so sind alle Blüten verweltet, die Frucht hat sich angefüllt und die Pflanzung hat wieder ihr voriges, dunkelgrünes Aussehen.

Unter den Insekten zeigt sich nun auch vermehrtes Leben, während sie in der Zeit der Nordweststürme wie verschwunden waren. Tausende von Cicaden zischen während der heißesten Tageszeit im Grase und bringen einen schneidenden, betäubenden Lärm hervor; sie selbst sind unsichtbar und unter dem Grase verborgen. In dem ersten Teile der Nacht ist der Wald und die Savanne durch Millionen Leuchtfläker, welche bei einer langsamen Flucht ein intermittirendes, grünliches Licht verbreiten, zu einer Feenwelt verwandelt. Der von der Nacht überraschte Reisende wird durch diese leuchtenden Punkte, welche sich nach allen Richtungen hin verzweigen, gänzlich geblendet und muß es seinem Pferde überlassen, die schwache Wegespur zu suchen. Unter den Ameisen herrscht alsdann auch ein ungewöhnliches Leben, obgleich bei diesen Tierchen immer Leben und Tätigkeit ist. Die jungen Insekten kommen millionenweise aus den Erd-

höhlen hervor, die Luft ist von den geflügelten Männchen angefüllt, welche überall niederfallen. Die größern unbeholfenen Weibchen werden von den Indianern für einen Lederbissen angesehen und überaus massenhaft als Nahrungsmittel eingesammelt; derselbe Geschmack wird von allen insektenfressenden Tieren, Ameisenbären, Waschbären, Füchsen, Schlangen, Eidechsen, einer Menge Vögel, Raubinsekten, geteilt. Eine merkwürdige Emigrie herrscht, um die kürzlich hervorgekommenen weiblichen Ameisen auszurotten; man sollte glauben, daß die Natur auf diese Weise sich gegen alles zerstörende Ueberhandnehmen dieses art- und individuenreichen Geschlechts zu beschützen suchte.

Wir verändern die Szene, um einige Züge aufzuzeichnen, welche von der Gegenwart des Frühlings zeugen, indem wir ein Kanoe besteigen und uns auf einem der langsam fließenden, schlammigen Flüsse, welche in die mexikanische Bucht münden, hinunterführen lassen, und welche, nachdem sie schäumend, siedend, dampfend in tausend Wasserfällen von den Gipfeln der Nordilleren herniedergeschossen, den letzten Teil ihres Laufs mit einem beinahe unmerklichen Falle beendigen und dann ruhig durch dichte, finstere Urwälder gleiten. Der Wald preßt sich bis an den Flußrand; die Fülle der Vegetation ist so groß, daß kein Ufer sichtbar wird. Es sind jedoch keine hohen Waldbäume, welche das Ufer einnehmen. Herrliche, baumartige Gräser, aus der Bambusfamilie, beugen sich in zierlichen Bogen von beiden Ufern auf den Wasserspiegel hernieder, sodaß man an Stellen, wo das Flußbette zusammengekniffen ist, unter dem üppigsten Laubdach dahingleitet. Prächtige Klobäen, Konvolvuli, Passifloren schlingen sich um die Bambusstämme und mischen ihre großen, prahlenden Blumen mit dem feinen, lichtgrünen Laube der Bambusarten.

Tiefer im Walde erheben sich die schlanken Cecropienstämme hoch über alle andern Bäume, sie sind mit neuen, schildförmigen Blättern und herabhängenden Blumenbüscheln geschmückt. Die ungeheuren Stämme von *Castilloa elastica*, Mexikos Gummilastikbaum, tragen ihre scheibenförmigen Blumenstände an den Spitzen der feinen, blattlosen Zweige, die Stämme selbst sind mit kriechenden, parasitischen Caladien und Dracontien übersponnen, und von den dickern Zweigen hängen reiche Guirlanden wilden, blühenden Weins hernieder. Wo sich Flußschlamm angesammelt hat, stehen Gruppen von Heliconien, mit 1 bis 2 Meter langen Blättern und 2 bis 4 Meter langen Blumenschäften, versehen mit hochroten, schalenförmigen Scheiden, welche mit Regenwasser angefüllt sind, aus denen die schwefelgelben Blumen oder blaßblauen Beeren hervorragen. Cannaarten mit Blättern, welche denen der Heliconien gleichen, gruppieren sich mit diesen zusammen.

Im Flußbette finden wir die zahlreichen, kleinen, triangulären Inseln (die Deltaformation), welche von aufgespültem Sande, Schutt und Ton gebildet und mit einer eigentümlichen Vegetation bedeckt sind, welche hauptsächlich aus *Baccharis*-büscheln besteht, die nun mit weißen und gelben Blumen prangen. Ueber dies dichte Gebüsch ragt die Humboldtswaide hinaus, welche im Aussehen ganz der Trauerweide der alten Welt gleicht und ebenso, wie diese, mit ihren dünnen Zweigen über den Fluß hängt. Die ruhige, tropische Flußlandschaft wird nicht sehr durch die Tiere belebt, welche zum Vorschein kommen. Weiße Ibisse, blaue und graue Reiher stehen unbeweglich im Wasser und lauern auf kleine Fische. Träge Kaimane liegen wie Baumstämme auf den Schlammhügeln im Flusse, um sich zu sonnen. Nur aus dem Walddickicht hört man das Geschrei der schwarzen Wasserhühner; von den Baumwipfeln schallen die regelmäßigen Schläge des sogenannten Zimmermanns. Von den fernen Bergen hört man Donner, der in diesen Küstenwäldern wie beständiger Peitschenthall schallt und als ein sicheres Zeichen der nahen Regenzeit angesehen wird.

Wir wenden uns endlich nach der Region, wo der Frühlings sich am deutlichsten zwischen den Wendekreisen ausprägt, nämlich nach der warmgemäßigten Region auf der Ostseite der Nordilleren, zwischen 3000 und 5000 Fuß Höhe. Der Wald

besteht hier größtenteils aus Eichenarten, vermischt mit Arten des Lorbeers, der Myrte, der Terpentinfäume, der Styrax, der baumartigen Scheidepflanzen und Korblumen. Die allermeisten dieser Baumformen werden zu den immergrünen gerechnet, wegen der lederartigen Beschaffenheit der Blätter, der längern Dauer und des unregelmäßigen Abfalls. Man würde deshalb keine auffallende Veränderung im Aussehen des Waldes bemerken, wenn nicht in dieser Region die Nordweststürme der Winterzeit oft acht Tage hintereinander mit besonderer Heftigkeit rasten und ununterbrochen Nebel oder Regen und die bedeutende Verminderung von 7—8° R. in der Temperatur, welche zwischen den Wendekreisen fühlbar ist, mit sich führten. Des Windes Heftigkeit, im Verein mit der beständigen Feuchtigkeit, bringt auf diese Weise in der Waldlandschaft dieselbe Wirkung hervor, wie die Winterkälte in höhern Breiten, und die Bäume stehen, wenn auch nicht ganz blattlos, so doch bedeutend ihres Schmutzes entkleidet. Die Sturmzeit ist gegen Schluß des Februar beendet, der Himmel ist wieder wolkenlos und die Wärme kehrt auf ihren alten Stand zurück; unter solchen Umständen sind acht Tage hinreichend, um die wunderbarste Veränderung im Aussehen der Vegetation hervorzubringen. Ein blutroter oder schwefelgelber Schein breitet sich über den Wald aus. Das junge, hervorkommende Eichenlaub, ehe es sich ganz entfaltet hat, sowie auch die zarten Blätter und Zweig-

spitzen der Myrten sind blutrot und nehmen nur allmählich die grüne Farbe an; aber ehe dies geschieht, und ehe die Blätter ihre vollkommene Größe erreicht haben, fällt die Blüte der Eichenbäume, wodurch sie von oben bis unten mit hängenden, schwefelgelben Käzchen bedeckt werden, welche dem Walde einen eigenen Farbenton mitteilen. Dieser bestimmte Frühlingscharakter in der Waldlandschaft ist sehr kurz; 8 bis 14 Tage sind hier hinreichend, um den Frühling zum Sommer zu verändern.

Mit dem Aufhören der Sturmzeit gehen wir die Savanne dieser Region welf und öde. Dann wird das trockene Gras in Brand gesteckt; das Feuer breitet sich mit Schnelligkeit über die großen Strecken aus, vertilgt die Pflanzengipfel, ohne die Wurzeln zu töten. Die Asche düngt den unfruchtbaren, eisenhaltigen Tonboden. Wenige Tage nach dem Brande schießen die abgebrannten Gräser feine, saftige Blätter, zugleich keimt eine zahllose Menge Knollen- und Zwiebelgewächse, welche im Erdboden verborgen lagen: Erdorchideen, violette Vletien, gelbgrüne Habenarien, Spirantes und Microstylis, ferner Zwiebelgewächse: wie grünblühende Polhantes, rosenrote Zephyrantes; weiße und violette Moräa, und endlich eine Menge Oraklarten u. dergl. Die nach dem Brande wiedererzeugte Savannavegetation zeigt uns auf diese Weise eins der schönsten Bilder des tropischen Frühlings.

Der Somnambulismus.

Von Karl du Prel.

(Fortsetzung.)

Es scheint mir nun die physiologische Bedeutung des spontanen Somnambulismus darin zu liegen, daß hier die Naturheilskraft den Organismus in einen Schlaf versenkt, dessen Tiefe die lange Dauer ersetzt. Wenn nun aber unbeschadet der physiologischen Ursache der Langschlaf und der somnambule Tiefschlaf ihre teleologische Bedeutung haben, so liegt die Annahme nahe, daß auch die merkwürdigen psychischen Fähigkeiten, die im Somnambulismus auftreten, in der Verlängerungslinie dieses teleologischen Prinzips liegen, wenigstens diejenigen, welche mit der Krankheit und deren Heilung in Verbindung stehen. Wenn man sieht, mit welcher instinktiven Sicherheit die Somnambulen Aufschlüsse geben über den Charakter ihrer Krankheit, über Ursache und Entwicklung derselben, über die nötige Behandlung und die anzuwendenden Heilmittel, dann liegt es in der That sehr nahe, geradezu mit Schopenhauer zu sagen: „Zum Hellschauen läßt die Natur es eigentlich nur dann kommen, wenn ihre blindwirkende Heilskraft zur Beseitigung der Krankheit nicht ausreicht, sondern es der Hilfsmittel von außen bedarf, welche nunmehr im hellschauenden Zustande vom Patienten selbst richtig verordnet werden. Also zu diesem Zwecke des Selbstverordnens bringt sie das Hellschauen hervor. . . . Also im einen, wie im anderen Falle zündet die Natur sich ein Licht an, um so die Hilfe, deren der Organismus von außen bedarf, aufsuchen und herbeischaffen zu können. Die Lenkung der nun einmal entwickelten Sehergabe der Somnambulen auf andere Dinge, als ihren eigenen Gesundheitszustand, ist ein bloßer accidenteller Nutzen, ja eigentlich schon ein Mißbrauch derselben“). Diese teleologische Ansicht Schopenhauers liegt, wie gesagt, sehr nahe; sie ist aber logisch nicht unvermeidlich. Es wäre nämlich denkbar, daß nicht bloß das über die Leibesphäre des Kranken hinausgelentete Hellschauen, sondern überhaupt jedes Hellschauen dem Somnambulismus nicht die Ursache, aus welcher das Hellschauen entspringt, sondern lediglich die Bedingung, ohne welche es nicht entstehen kann. Es würde dann physiologisch betrachtet kein direkter Kausalzusammenhang zwischen Somnambulismus und Hellschauen bestehen, und auch teleologisch betrachtet würden die merkwürdigen psychischen Fähigkeiten des Somnambulismus nicht in der Verlängerungslinie einer teleologisch wirkenden Naturheilskraft liegen.

Der kausale und zugleich teleologische Zusammenhang würde also zwar gegeben sein zwischen der Naturheilskraft des Organismus — lediglich eine Kollektivbezeichnung der einheitlich zusammenwirkenden organischen Kräfte — und dem nach physiologischen Gesetzen eintretenden Tiefschlaf, d. h. der gänzlichen Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins; daß dagegen innerhalb dieser Bewußtlosigkeit das transzendente Subjekt zum innerlichen Erwachen käme, wäre nicht mehr direkt vermittelt, und der Tiefschlaf wäre nur Bedingung des Hellschauens, aber nicht Ursache, so etwa, wie der Sonnenuntergang Bedingung, aber nicht Ursache des Aufleuchtens der Fixsterne ist.

Es ist um so nötiger, diesen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung, causa und conditio, ins Auge zu fassen, weil ja auch der gewöhnliche Schlaf nicht die Ursache, sondern bloß die Bedingung des als Traum sich zeigenden innerlichen Erwachens ist. Die zu unseren Traumbildern Anlaß gebenden inneren Empfindungen sind auch im Wachen gegeben, nur daß sie unterhalb der Schwelle bleiben. So sind vielleicht auch die Visionen der Somnambulen nicht neu erzeugt, sondern treten nur über die Schwelle, und wenn die Verschiebung dieser Schwelle nur mangelhaft und schwankend ist, dann sind es auch — was sehr häufig vorkommt — diese Visionen. Wenn endlich der Tiefschlaf nicht physische Ursache, sondern nur Gelegenheitsursache des inneren Erwachens ist, dann fällt auch der Haupteinwand hinweg, den der Skeptizismus gegen den künstlichen Somnambulismus richtet, daß es nämlich undenkbar sei, durch magnetische Striche jemanden hellschauend machen zu können.

Das von Schopenhauer behauptete teleologische propter hoc (diesertwegen) wobei das Tagesbewußtsein in den Dienst der blinden Naturheilskraft gezogen würde, läßt sich also auch in ein bloßes cum hoc (mit dieser) verwandeln, wobei das transzendente Bewußtsein sich offenbaren würde, wenn, aber nicht weil das sinnliche Bewußtsein unterdrückt ist. Für den vorliegenden Zweck ist es übrigens ganz gleichgültig, welche der beiden Ansichten der Leser adoptiren will; es soll hier lediglich die Existenz des transzendenten Subjekts bewiesen werden, und dafür ist es ziemlich gleichgültig, ob für das Auftreten desselben der Tiefschlaf Ursache ist, oder bloße Gelegenheitsursache.

Für den Arzt dagegen ist dieser Unterschied sehr wichtig. Es zeigt sich nämlich, daß unsere Ärzte imgrunde gar nichts

*) Schopenhauer, Ueber Geistessehen.

erklären, wenn sie den Somnambulismus kurzweg als Krankheit und Hysterie abtun. Wenn der Somnambulismus häufig krankhaft ist seiner Ursache nach, so kann er doch seinem psychischen Inhalt nach ganz gesund sein, sobald der Tiefschlaf als bloße Bedingung und Gelegenheitsursache für das Auftreten des transzendentalen Subjekts erkannt ist. So wenig alsdenn die Nacht die Ursache der Fixsterne ist, sondern nur Bedingung ihrer Sichtbarkeit, so wenig ist Hysterie Ursache des Hellsehens. Der Somnambulismus ist also nicht nur keine Krankheit, sondern im Gegenteil heilt er den Kranken, direkt durch den Tiefschlaf, indirekt dadurch, daß in diesem Tiefschlaf die Somnambulen zu Selbsterordnungen befähigt werden.

Daß der Mensch durch Krankheit in seinen psychischen Fähigkeiten sogar gesteigert werden kann, weil eben ein Unterschied

ist zwischen Ursache und Bedingung, das zeigt sich häufig sogar im Irzsinn, indem auch dieser oft die Gelegenheit wird zu solchen Funktionen des transzendentalen Subjekts, die mit den somnambulen Erscheinungen die größte Ähnlichkeit haben. Mesmer hatte also, wie es scheint, sehr recht, wenn er die schweren Nervenkrankheiten, Epilepsie, Katalepsie, Irzsinn u. einen unvollkommenen Somnambulismus nannte, welche geheilt werden können, wenn die Anstrengungen des Somnambulismus zur Ueberwindung der Krankheit gleichmäßig verstärkt werden durch Anwendung des künstlichen Somnambulismus.

Physiologisch betrachtet ist demnach der somnambule Schlaf eine der Formen der Naturheilskraft. Im Wachen ist nämlich erhöhte Sensibilität des Organismus vorhanden, im Schlafe erhöhte Reproduktionskraft. Darum unterdrückt die Naturheil-



Ein kritischer Augenblick.

kraft das sinnliche Bewußtsein, wenn der geschwächte Organismus durch Steigerung der Reproduktion gestärkt werden soll. Das wußte schon Hippokrates, wenn er sagte, daß in der Manie die Ekstase gut sei*).

Philosophisch interessant wird aber der Somnambulismus allerdings erst durch das innerhalb der sinnlichen Bewußtlosigkeit auftretende innerliche Erwachen, worin vermöge der Verschiebung der Empfindungsschwelle die gewöhnlich latenten Wirkungsweisen der Naturdinge empfunden werden, wodurch sodann auch die gewöhnlich latenten Fähigkeiten unseres Subjekts frei werden. Diese Fähigkeiten sind so merkwürdiger Art, daß sie noch immer vom rationalistischen Skeptizismus bezweifelt werden. Ihre Darstellung muß ich aber einer besonderen Arbeit vorbehalten. Hier möchte ich nur an ein paar Beispielen zeigen,

*) Hippokrates, Aphorismen VIII, 5.

daß, was sich Skeptizismus nennt, häufig nur Mangel an philosophischer Besonnenheit ist; und zwar wähle ich als Beispiele gerade die am heftigsten angezweifelte Fähigkeiten der Somnambulen: das Hellsehen und den Heilinstinkt.

Das merkwürdigste Merkmal des Hellsehens ist, daß Zeit und Raum darin überwunden werden, daß es also als Fernsehen im Raume und Voraussehen in der Zeit austritt. Der Rationalist hält das für unmöglich. Nun ist aber doch klar, daß wir, die wir nicht wissen, was Zeit und Raum sind, gar kein Recht besitzen, ihre Ueberwindung in gewissen abnormen Erkenntnisprozessen für unmöglich zu erklären. Es ist nur der Böbel, welcher zu wissen glaubt, was Zeit und Raum sind; der Philosoph aber gesteht seine Unwissenheit ein. Sollte er aber als Kantianer Zeit und Raum für bloße Formen unserer Erkenntnis halten, dann wäre von diesem Standpunkte des transzendenten Idealismus das Hellsehen erst recht mög-

lich, daher denn Schopenhauer gerade als Kantianer daran glaubte.

Hefigere Angriffe noch hat von Seite der Aerzte der Heilinstinkt der Somnambulen erfahren. Dieser läßt sich aber sogar begreifen durch bloße Verufung auf die alltäglichen Erscheinungen von Hunger und Durst. Diese Empfindungen mahnen den Organismus, die verbrauchten Kräfte zeitenweise wieder zu ergänzen, sind aber ganz allgemein gehalten, d. h. sie beziehen sich nicht auf bestimmte chemische Substanzen. Die Zustände, in welchen Hunger und Durst auftreten, sind demnach leise Krankheiten, für welche uns die Natur das Heilmittel als Allgemeingefühl in die Empfindung bringt, aber noch nicht spezialisiert in die Vorstellung. Wenn aber Hunger und Durst einen hohen Grad erreichen, dann wird auch das Vorstellungsvermögen davon erregt, und es tritt die Vision des Heilmittels ein. So sieht sich der verdurstende Wüstenreisende von Quellen und Bächen umgeben und Trend in der Sternschanze zu Magdeburg hatte die Vision üppiger Mahlzeiten. Wenn nun aber die Empfindungsschwelle verschoben, d. h. die Empfindung verfeinert wird, dann werden Hunger und Durst spezialisiert; es treten bestimmt gerichtete Instinkte, als Sympatie oder Antipatie, in verschiedenen Krankheiten ein, oder bei schwangeren Frauen, sogar im Gegensatz zum sonstigen Geschmack und mit einer auf das Bedürfnis des Kindes berechneten Zweckmäßigkeit. Noch mehr spezialisiert sind nun die Bedürfnisse des Organismus in dem hochgesteigerten inneren Leben der Somnambulen, weil eben die Verschiebung der Empfindungsschwelle sehr bedeutend ist; dadurch gelangen Bedürfnisse zum Bewußtsein, die sonst unterhalb der Schwelle bleiben, oder doch auf ein Allgemeingefühl beschränkt bleiben. Wer also den Heilinstinkt der Somnambulen für ein unbegreifliches Wirrwarr hält, soll logischer Weise auch gestehen, daß die nur quantitativ unterschiedenen und weniger spezialisierten Heilinstinkte von Hunger und Durst ebenso unbegreiflich sind.

Der Heilinstinkt ist nicht nur dem Somnambulis eigen, sondern verschiedenen Zuständen, die das gemeinsame Merkmal der Verschiebung der Empfindungsschwelle haben, worin der beste Beweis dafür liegt, daß er eben in dieser Verschiebung seinen Grund hat: im gewöhnlichen Traum, in bewußtlosen Zuständen bei Fiebern, im Wahnsinn und in der Besessenheit, wovon Horst ein Beispiel anführt*). Der Heilinstinkt bezieht sich nicht immer auf bloße Arzneistoffe. Bei den Besessenen tritt z. B. oft plötzlich das Bedürfnis einer rapiden plötzlichen Bewegung ein**). Diese selbe Bewegung kommt nun beim sogenannten Tanz der Derwische als Erweckungsmittel des Somnambulismus vor; und wenn wir nun sehen, daß auch die Somnambulen sich manchmal dieselbe verordnen, so liegt dem offenbar das Bedürfnis zugrunde, den Somnambulismus zu steigern, d. h. den Schlafzustand zu vertiefen.

In ähnlicher Weise läßt sich auch von den übrigen der Somnambulen zeigen, daß sie nur Steigerungen von Anlagen sind, die sich abgeschwächt schon im gewöhnlichen Traum, ja sogar im wachen Zustande, z. B. bei Idiosynkrasien, finden, so daß nur derjenige, welcher diese Vorstufen nicht kennt, glauben kann, sich gegen die extremen Einflüsse skeptisch verhalten zu müssen. Diese Existenz der Vorstufen ist aber ein weiterer Beweis dafür, daß der Somnambulismus nicht neue Fähigkeiten im Menschen erzeugt, sondern nur bereits vorhandene durch Verschiebung der Empfindungsschwelle aus der Latenz treten läßt.

2. Der künstliche Somnambulismus.

Wie alle Dinge der Natur in ihrer Wesenheit reiner erkannt werden, wenn sie von ihren zufälligen Bestandteilen, gleichsam ihren Schladen befreit und als Präparate dem Verstande dargeboten werden, so auch der Somnambulismus. Als natürliche Erscheinung tritt er auf im Gefolge von Krankheiten, oder infolge von hochgradiger innerer Aufwühlung — z. B. in

der christlichen Mystik —, oder auch unter dem Einflusse verschiedener chemischer Substanzen — z. B. dem Hexenweien. In allen diesen Fällen haften ihm aber zufällige Bestandteile an, indem die Symptome dieser Gelegenheitsursachen sich oft mit den Symptomen des Somnambulismus selbst vermischen. Wenn nun die Aerzte den schon besprochenen Unterschied zwischen Gelegenheitsursache oder Bedingung und eigentlicher Ursache nicht erkennen, dann halten sie häufig die Symptome der Schwellenverschiebung im Somnambulismus für Symptome derjenigen meistens krankhaften Ursache, wodurch die Schwelle verschoben wird. So werden z. B. häufig die Symptome religiöser Ekstase, wenn diese im Gefolge — post hoc, aber nicht propter hoc — von Hysterie austritt, kurzweg als Symptome der Hysterie abgetan, oder des Irrens, wenn der Somnambulismus innerhalb des Irrens austritt; und weil im Fieber oft krankhafte Phantasmen auftreten, werden auch die Visionen des im Gefolge des Fiebers häufig vorkommenden Somnambulismus als krankhafte, daher wertlose Phantasmen erklärt.

Zu den Potenzen nun, welche den Somnambulismus erwecken können, gehört der Einfluß, den ein Mensch auf seinen Nebenmenschen ausüben kann; weil aber dieser Einfluß in beliebiger Weise geregelt werden kann — wenn wir auch die Gesetze dieser Regelung noch sehr wenig kennen — läßt sich der Somnambulismus auch als künstliches Präparat, gereinigt von seinen zufälligen Bestandteilen, herstellen. Zwar ist auch dieser künstliche Somnambulismus bisher fast nur bei Kranken angewendet worden, deren Empfänglichkeit sogar meistens mit der Krankheit selbst verschwindet; aber eine spätere Experimentalpsychologie wird den Somnambulismus nur um so reiner darstellen, wenn sie den gesunden, wiewohl seltener empfänglichen Menschen zum Objekt ihrer Versuche nimmt.

Der künstliche Somnambulismus stellt sich ein, wenn ein Mensch — Somnambule — durch einen andern Menschen — Magnetiseur — dem Einfluß des tierischen Magnetismus unterworfen wird. Dieser magnetische Schlaf ist viel tiefer, als der durch die Naturheilskraft allein erzeugte, aber wesentlich gleiche Schlaf des natürlichen Somnambulismus; das innere Erwachen ist ferner im magnetischen Schlafe viel vollkommener und klarer*), und demgemäß sind auch in letzterem die psychischen Fähigkeiten der Somnambulen, wiewohl sie in beiden Zuständen wesentlich gleich sind, reiner und gesteigert. Aus allen diesen Gründen ist der magnetische Schlaf geeigneter, uns das Wesen der Sache zu offenbaren, als der natürliche Somnambulismus; aber die wesentliche Gleichheit der Phänomene läßt erkennen, daß in beiden Zuständen physisch und physiologisch derselbe Prozeß vor sich geht, d. h. daß es eine und dieselbe Kraft ist, welche oft spontan im Innern des Organismus entbunden ist, aber auch vom Menschen auf den Nebenmenschen ausströmen kann. Der Mensch kann sich demgemäß auch selber in magnetischen Schlaf künstlich versetzen, — eine Kunst, wovon die altindische Geheimlehre in der Bedantaphilosophie mehr wußte, ja wovon die heutigen indischen Fakire, die sich lebendig begraben lassen, mehr wissen, als wir Europäer**).

Der künstliche Somnambulismus setzt also eine innere Anlage voraus, welche durch die magnetische Behandlung nicht eigentlich erzeugt, sondern nur zur Tätigkeit angeregt wird; er erleichtert nur den Eintritt eines Prozesses, den die Natur häufig aus eigener Initiative als heilsame Kraft erweckt, gestattet aber eine beliebige Steigerung und Regelung dieses Prozesses.

Die Entdeckung oder vielmehr — historisch gesprochen — die Wiederentdeckung des tierischen Magnetismus gebührt dem Arzt Mesmer und fällt in das Ende des vergangenen Jahrhunderts. Diese Zeit war sehr ungünstig für die richtige Würdigung dieser Entdeckung. Der Materialismus beherrschte schon damals die der Revolution entgegentreibenden Köpfe. Infolge dessen geschah, was meistens bei wichtigen neuen Entdeckungen geschieht: erst leugnet man die Tatsachen, und wenn sie sich

*) Horst, Zauberbibliothek, V, S. 206.

***) Görres, die christliche Mystik, IV, S. 174.

*) Kiefer, Archiv für tierischen Magnetismus, I, 3, S. 15.

***) Freyer, Der Hypnotismus, S. 43—60.

nicht mehr leugnen lassen, werden sie vom Standpunkt des jeweilig herrschenden Systems beurteilt, nach dem Beispiele des oben erwähnten Regers von Livingstone. Zu dieser Beurteilung glaubte sich nun die materialistische Psychologie um so eher berechtigt, als, wie schon gesagt, Symptome der Krankheit häufig mit Symptomen des innerhalb der Krankheit entstehenden Somnambulismus sich vermischen. Man verwechselte also schon damals Ursache und Bedingung, glaubte an einen Kausalzusammenhang zwischen Krankheit und den Erscheinungen des Somnambulismus, und erklärte daher den Somnambulismus seinem Inhalte nach als krankhaft, während doch nur die hinter seiner Bedingung liegende Ursache dieser Bedingung krankhaft ist.

Diese materialistisch-physiologische Beurteilung des Somnambulismus ergab natürlich eine ganz schiefe Auffassung seiner Erscheinungen, die sich mit diesem Maßstabe so wenig messen lassen, als Pfunde mit Ellen. Diese Erscheinungen finden im Materialismus nicht nur keinen Platz, sondern sind vielmehr sehr geeignet, den materialistischen Ring, der die Köpfe einengt, gewaltfam zu sprengen.

Man würde übrigens Unrecht tun, die damalige Generation für besonders tadelnswert zu halten. Es ist notorisch nachweisbar, daß gerade die Vertreter der Wissenschaft von jeher den wirklich neuen Ideen die größten Hindernisse bereiteten. Und das begreift sich: Goethe sagt irgendwo, daß die größten Feinde neuer Ideen die alten Ideen seien; es muß also die größte aprioristische Voreingenommenheit gegen Neues eben dort zu finden sein, wo man sich der alten Ideen am meisten bewußt ist und sie zu einem System zusammengestellt hat. Sogar muß gerade eine hohe Entwicklung eines Wissenszweiges um so

geneigter machen, solche Ideen auszuschließen, welche geeignet sind, den alten Rahmen zu sprengen. In einem Systeme gibt es keinen Platz für in sich ganz neue Erscheinungen, weil darin die alten Erscheinungen zu einem planmäßigen scheinbar vollendeten Ganzen verbunden sind, und es nicht in der Natur der Systematiker liegt, durch offen gelassene Lücken das System selbst als lückenhaft hinzustellen. Als z. B. der Akademie in Paris gemeldet wurde, es seien Meteorsteine in Frankreich niedergefallen, verwarf sie das als Aberglauben, und sogar ein Geist wie Goethe verachtete in seiner Jugend den Meteor von Ensisheim. Bei den alten Griechen dagegen waren die vom Himmel fallenden Steine ohne alle Voreingenommenheit als Tatsachen anerkannt. Dieser Rückschritt der Meinungen erklärt sich geradezu aus den Fortschritten der Astronomie. Die der Griechen war noch nicht in dem Grade abgeschlossen und zum System verknüchert, konnte daher neue Tatsachen sich leichter assimiliren, als die hochentwickelte Astronomie der Neueren, welche für unmöglich erklärten, was nur für ihr System unverdaulich war. So wird also die Wissenschaft der Natur gerade durch ihre Ausbildung zum Prokrustesbette der Natur.

So ist auch der Mesmerismus für den Materialismus ganz unverdaulich; der letztere, zum System erstarrt, hat seine Biegsamkeit verloren, und statt das System umzuwandeln, sucht man die Tatsachen umzudeuten, und spricht von Hysterie, Hallucination und schließlich sogar von Betrug, nur um das unbequeme Hellsehen nicht anerkennen zu müssen. Die Physiologen suchen die Formel zur Erklärung des Menschenrätselfs lieber in aufgeschnittenen Tierleibern, statt sie aus ihrem eigenen Innern heranzuholen. Sie gleichen Leuten, die überall nach ihrem Hute herumjucken, während sie ihn doch auf dem Kopfe haben.

(Schluß folgt.)

Georg Friedrich Kolb.

Von W. Mos.

Die Jugend in der Fülle der Lebenskraft hat leicht zu urteilen über das schwache und absterbende Alter. Wie oft sind wir, innerhalb des brausenden und reichen politischen Lebens von heute, nur zu geneigt, die Leistungen derer, die früher gewirkt, zu unterschätzen, ohne zu bedenken, daß jene erst die Formen haben schaffen müssen, innerhalb deren sich heute die junge Generation mit Leichtigkeit bewegt. Was war überhaupt politisches Leben vor einem halben Jahrhundert in Deutschland? Man pflegt zu sagen, daß Johann Jacoby mit seinen „Bier Tragen eines Ostpreußen“ das politische Leben in Preußen erst geschaffen habe. Wenn das wahr ist, so werden wir jener Demokratie, die in der vormärzlichen Zeit mit Johann Jacoby für freiere politische Formen stritt, eine um so höhere historische Mission zuerkennen müssen.

Jene Demokratie konnte in der vormärzlichen Zeit kein anderes Ziel haben, als an Stelle des alten absolutistischen Wesens konstitutionelle und volkstümliche Einrichtungen zu setzen; einen anderen Weg zur Schaffung eines gesunden politischen Lebens gab es nicht. Es war der langwierige und ermüdende Kampf des kaum fixirten gesetzlichen Rechts gegen die Willkür einzelner Regierungen. Man denke an die parlamentarischen Kämpfe in Baden, Kurhessen, Württemberg und Sachsen. Man tut Unrecht, diese Kämpfe heute als unbedeutend aufzufassen. In ihnen schlug die politische Pulsader der Nation und rang all jenes Träumen und Sehnen, in dem sich nach den Befreiungstriebe das Volk verzehrt hatte, nach Erfüllung.

In diesen Kämpfen bildeten sich Charaktere und Männer der Situation. Man sah damals jenes merkwürdige, von demokratischem Geiste erfüllte Beamtentum, das unbeugsam auf seinem Recht bestand und das die Pflichten des Staatsamts mit denen einer freisinnigen Opposition in Einklang zu bringen verstand. Die staatsmännisch veranlagten Geister schulten sich in den parlamentarischen Verwicklungen.

Die Bewegung im Frühjahr des Jahres 1848 schnellte alle

diese Männer zur politischen Macht empor. Sie nahmen nicht an den Straßenkämpfen teil, aber das Volk beauftragte sie, die neue staatliche Formation festzustellen. Sie erschienen im Vorparlament, im Parlament der Paulskirche zu Frankfurt, in der Nationalversammlung und in der zweiten preussischen Kammer zu Berlin, in den Kammern von Baiern, Württemberg, Baden, Sachsen, Hessen u. s. w. Sie sollten ein freies und einiges Deutschland schaffen.

Wie der Versuch mißlang, ist bekannt; er mißlang durch die überlegenen Künste der reaktionären Partei, durch den Mangel des Volkes an Verständnis für die Situation und durch den Mangel der Volksvertreter an Energie und politischem Scharfblick. Das Verfassungswerk endete kläglich und das Parlament, erst die Hoffnung Deutschlands, ward zu Stuttgart durch etliche Bataillone württembergischen Militärs auseinander gesprengt.

Wir gehören nicht zu denen, welche glauben, mit dem Worte „Schwarzparlament“ eine erschöpfende Kritik des Frankfurter Parlaments gegeben zu haben. Die Kraftlosigkeit jener Körperschaft hatte ihren Grund in der jahrhundertlangen Zerissenheit und Kraftlosigkeit der Nation, deren Folgen sich nicht in einigen Monaten beseitigen ließen. Den Mitgliedern des Rumpfparlaments, die bis zuletzt aushielten, wird die Geschichte ihre Anerkennung nicht versagen können, trotz aller groben Fehler, die das Rumpfparlament beging. Das Ende dieses Parlaments war eine traurige, niemals aber eine lächerliche Szene. Es hatte den Erfolg nicht für sich und bekam nun den Spott umsonst; im anderen Falle würde man's bewundert haben. So geht es immer.

Die bald darauf eintretenden neuen politischen Strömungen verschlangen die alte Demokratie bis auf einen kleinen Rest. Viele hatten aus Unmut oder um Verfolgungen zu entgehen, das Vaterland verlassen; andere ließen sich gern von den neuen Strömungen fortreißen; noch mehr suchten in den neuen Ver-

hättnissen Macht, Einfluß und Ansehen zu gewinnen, was ihnen die Bewegungsjahre nicht hatten dauern können, und sie schmiegt sich den veränderten Anschauungen und Zuständen mit Preisgabe ihres Charakters an. Eine kleine aber außerlesene Schaar blieb auf dem alten Boden stehen. Sie zählte glänzende Namen unter sich; zu ihr gehörten Uhland, Fallmerayer, Moriz Hartmann, Temme, Johann Jacoby u. a. Diese Männer begriffen, daß die Rolle ihrer Richtung vorläufig ausgespielt sei. Sie zogen sich grollend und schweigend zurück. In Zeiten der Gefahr oder der Selbstüberhebung und Verblendung der Massen erhoben sie ihre Stimme, mahnend und warnend. Sie bildeten eine Art Gewissen der Nation. Wer denkt nicht daran, wenn er des greisen Uhland Spruch aus den fünfziger Jahren vor sich hat:

„Amsonst bist du von edler Blut entbrannt,
Hast du nicht sonnenklar dein Ziel erkannt!“

oder sein schönes Wort:

„Wenn ein Gedanke, den die Menschheit ehrt,
Den Sieg errang, so war's der Mühe wert.“

Diese Männer konnten nur wenig mehr teilnehmen an den Kämpfen und Bestrebungen späterer Zeit; ihre Begeisterung war abgekühlt worden, und es fehlte ihnen auch vielfach an Verständnis. Sie hielten meist an den rein politischen Fragen fest innerhalb einer Epoche, da die neuen sozialökonomischen Ideen und Gestaltungen dominieren. Das war ein großer Fehler, aber er lag in der Natur der Sache; die Mission dieser rein politischen Demokratie war eben vorüber.

Unter diesem Fahnlein ragte auch hervor die Gestalt des Mannes, der in diesen Lenzesstagen aus dem Leben geschieden; wir meinen Georg Friedrich Kolb oder Kolb von Speyer, wie er in den parlamentarischen Körperschaften genannt wurde.

Kolb war ein Kind der Rheinpfalz. In aufgeregten Zeiten sind die Geister der Pfalz so feurig wie ihr junger Wein, allein es fehlt an Beständigkeit; sie klären sich schlecht ab und verderben leicht. Diese so häufige pfälzer Eigenschaft war an Kolb nicht bemerkbar. Er gehörte niemals zu den Schreibern, denen man in der Pfalz den Namen „Kreischer“ (Kreischer) gegeben hat und von denen sich im Jahr 1848 eine so große Anzahl hervortat. Man denke nur an den mainzer Germain Wetternich und an den wormser Weinhändler Blesker mit seinem verfehlten Angriff auf Landau.

Kolb wurde im Jahre 1808 in Speyer geboren. Nachdem er seine Ausbildung vollendet, trat er in städtische Dienste. Seine Arbeitskraft, seine Sachkenntnis, sein ruhiges, besonnenes Wesen und sein Freimut verschafften ihm ein solches Ansehen, daß er sehr bald zum Bürgermeister von Speyer gewählt wurde. Trotz seiner vielseitigen politischen und literarischen Tätigkeit hat Kolb doch die städtische Verwaltung zur Zufriedenheit seiner Mitbürger geleitet, bis die Reaktion ihn nötigte, auf sein Amt zu verzichten. Lange vor 1848 war Kolb in der Pfalz einer der tätigsten Führer der Demokratie, tätig in Wort und Schrift. Damals erschien seine Schrift: „Die Rechte der deutschen Völker, den Ansprüchen des Bundes gegenüber,“ als Kolb erst 24 Jahre alt war, und 1842 erschien zu Pforzheim die erste Ausgabe seiner Kulturgeschichte.

Kolbs Name war weit bekannt und auch Verfolgungen seitens der Behörden waren ihm nicht erspart geblieben, als die Bewegungen im Frühling 1848 begannen. Die Vaterstadt sandte Kolb ins Vorparlament. „Wochen sind jetzt Jahrhunderte,“ sagte dort Uhland, aber das Vorparlament begriff dies nicht. Es verwarf den Antrag, beisammen zu bleiben, und versäumte mit den Wochen denn auch Jahrhunderte. Uhland selbst hatte gegen die Permanenz gestimmt, Kolb aber dafür. Man wählte einen Fünzigjährigen-Ausschuß; Kolb kam hinein mit 391 Stimmen.

Von Speyer wurde Kolb auch in das frankfurter Parlament gesandt; er gehörte zur Linken, nicht zur äußersten Linken. Bei der Wahl des Reichsverwesers gab er seine Stimme Heinrich von Gagern; er glaubte mit vielen anderen damals auch an die Mission des Mannes mit den buschigen Augenbrauen. Bei

der Kaiserwahl antwortete Kolb, als man ihn aufrief: „Ich wähle nicht!“ Im übrigen beteiligte er sich fleißig an den Verhandlungen des Parlaments. Seine Reden sind frei von den gewöhnlichen Phrasen jener Zeit. Er saß in mehreren Ausschüssen und hielt aus bis zuletzt, bis zum 1^{en} Juni 1849, da das Parlament vor der Freis'schen Reitschule in Stuttgart gesprengt ward.

Zwischen war Kolb auch in der bayerischen Kammer tätig gewesen. Die bekannte Angelegenheit des „griechischen Anlehens“ wurde durch ihn erledigt. König Ludwig I. hatte nämlich der griechischen Regierung in den dreißiger Jahren 1½ Millionen Gulden aus der bayerischen Staatskasse geliehen. Der Landtag hatte die Sache wohl in Beratung gezogen, aber keinen Beschluß gefaßt. Jetzt nahm Kolb die Sache in die Hand und bewirkte, daß Ludwig die 1½ Millionen Gulden aus seinen Privatmitteln zurückzahlen mußte. Der Bericht über die Verhandlung dieser interessanten Angelegenheit ist separat im Druck erschienen unter dem Titel: „Das griechische Anlehen, ein Beitrag zur Geschichte des Konstitutionalismus in Baiern, von G. F. Kolb, München 1849.“

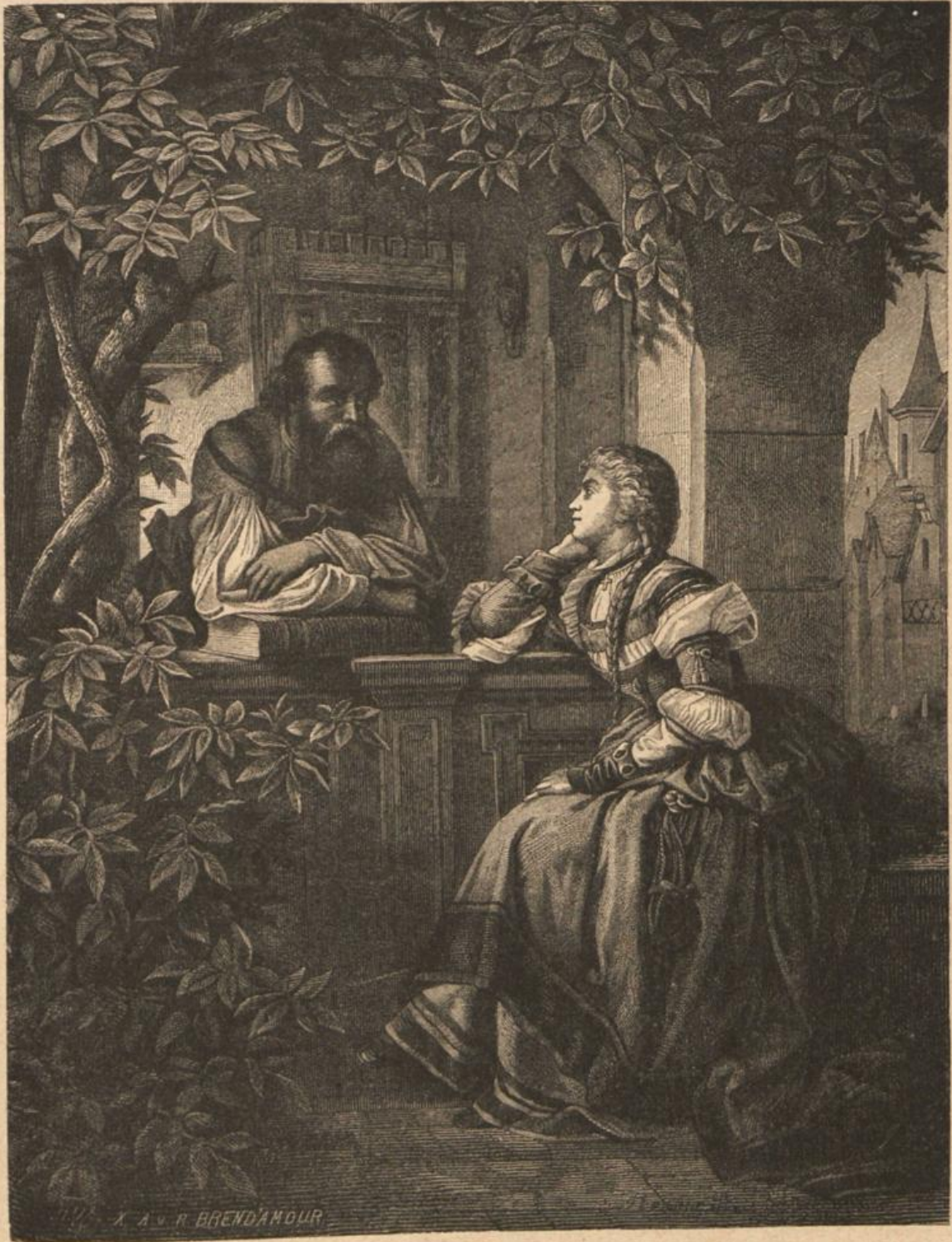
Nach der Sprengung des Parlaments kehrte Kolb nach Speyer zurück, wo er das von ihm gegründete demokratische Blatt „Neue Speyerer Zeitung“, zu dessen Herstellung er eine Druckerei eingerichtet hatte, weiter herausgeben wollte. Allein jetzt stürzte sich die Reaktion auf ihn. Er ward verhaftet und ein halbes Jahr lang in Untersuchungshaft gesetzt, dann ohne Anklage wieder entlassen. Er legte seine Stellung als Bürgermeister nieder und hielt noch bis 1853 aus, während welcher Zeit das Blatt die heftigsten Verfolgungen zu erdulden hatte. Da gab Kolb den ungleichen Kampf auf und ging in die Schweiz, nach Zürich.

Hier verkehrte er mit seinen geflüchteten Gefinnungsgeossen und warf sich auf das Spezialstudium der Statistik. Seine Schriften: „Handbuch der vergleichenden Statistik“ und „Grundriß der Statistik“ verschafften ihm in der wissenschaftlichen Welt ein hohes Ansehen. Diese Schriften haben mehr als viele andere dazu beigetragen, die Statistik zu einer populären Wissenschaft zu machen. Kolb hatte denn auch die Genugtuung, daß er 1860 vom schweizerischen Bundesrat als dessen offizieller Vertreter zum statistischen Kongreß nach London gesandt wurde. Seine statistischen Werke, ein Zeugnis seines eisernen Fleißes, sind vielfach neu aufgelegt worden.

Damals schrieb Kolb auch einige kleinere Schriften über die Zustände der Schweiz, sowie sein Werkchen über die englischen Staatsprozesse.

Im Jahre 1859 kam Kolb nach Deutschland zurück und ward Mitbegründer der „Frankfurter Zeitung“, deren Redaktion er bis 1866 leitete. Er bekämpfte in diesem Blatte, das ihm viel verdankt, die großpreussische Politik. Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ blieb Kolb bis in seine letzten Tage. Auch am politischen Leben im weiteren Sinne hatte sich Kolb wieder beteiligt. 1868 wurde er vom Wahlbezirk Kirchheimbolanden-Kaiserslautern mit 7212 von 7760 abgegebenen Stimmen in das Zollparlament gewählt. Im Jahre 1874 kandidierte er wieder in diesem Kreis, erhielt aber gegenüber der starken nationalliberalen Strömung nur einige hundert Stimmen. Seit 1863 saß er auch in der bayerischen Kammer der Abgeordneten, wo er die pfälzische Gemeindeordnung zur Annahme brachte. Als die Kammer sich 1872 lediglich in Nationalliberale und Ultramontane schied, legte Kolb sein Mandat nieder und trat vom politischen Leben zurück. Doch schrieb er noch bis in seine letzten Jahre viele politische Artikel für die verschiedensten Zeitschriften. Von seinen kleineren Schriften erwähnen wir noch: „Die Nachteile des stehenden Heeres.“ Kolb war ein entschiedener Anhänger des Milizsystems, welchen Gedanken er in der bayerischen Kammer mit Geist und Geschick, aber ohne positiven Erfolg verfocht.

In Leipzig ließ Kolb seine gänzlich umgearbeitete „Kulturgeschichte der Menschheit“ erscheinen, die in demokratischem Sinne geschrieben ist. Dies Werk mag manche Mängel haben; im



Hans Sachs und Eva.

Ganzen hat es gute Dienste getan, hat eine Menge von Vorurteilen wegräumen helfen und hat im Volke weithin erst Sinn und Interesse für Kulturgeschichte geweckt. Man kann sagen, daß Koltb mit seinen beiden Werken, seiner Kulturgeschichte und seinem Handbuch der vergleichenden Statistik, sehr wichtige Dienste für die Hebung der allgemeinen Volksbildung geleistet, indem er dem Volke diese beiden wichtigen Wissenszweige durch populäre Darstellungen eröffnete und zugänglich machte.

Auch in der Impfsfrage nahm Koltb Stellung und zwar gegen den Impfwang. Sein fleißig gesammeltes Material über die Wirkungen des Impfens war immer, sobald es in die Öffentlichkeit kam, von durchschlagender Wirkung.

Eine sehr interessante literarische Fehde hatte Koltb in der Affaire Kaspar Hauser durchzufechten. Wer Kaspar Hauser, dieser in Nürnberg 1828 so mysteriös zum Vorschein gekommene und 1833 zu Ansbach eben so mysteriös ermordete Mensch gewesen, das ist heute noch nicht definitiv festgestellt, wenn schon eine ganze Literatur über den seltsamen Findling erschienen ist. Der berühmte Kriminalist Feuerbach vertrat nämlich die Meinung, Kaspar Hauser sei der angeblich verstorbene älteste Erbprinz des Großherzogs Karl Ludwig von Baden und dessen Gemahlin Stephanie, einer Adoptivtochter des ersten Napoleon. Indessen ward Hauser nach seinem Tode einfach für einen Betrüger erklärt. Koltb griff nun, gestützt auf Feuerbach und auf genaues Studium der offiziellen Akten, diese Meinung mit Glück an und brachte so viel Material bei, daß es heute als festgestellt gelten darf, daß Kaspar Hauser kein Betrüger war. Damit ist freilich das Geheimnis seiner Herkunft nicht entleiert. Koltb erfuhr die heftigsten Angriffe in dem Buche des hamburgischen Oberstaatsanwalt Mittelstädt, die er übrigens in der „Frankfurter Zeitung“ mit Glück zurückwies. Man kann sagen,

daß Koltb die Kaspar Hauser-Affaire ihrer Aufklärung näher, überhaupt so nahe gebracht hat, als es auf Grund des ihm zugänglichen Materials möglich war. Bis jetzt weiß man eben noch nicht, wer und was Kaspar Hauser war. Für den, der sich in dieser Sache unterrichten will, ist die einschlägige Literatur sehr interessant.

Koltb war bis in seine letzten Tage tätig für die Interessen der Gesamtheit. Man braucht seine speziellen Parteianschauungen nicht zu teilen und kann doch von hoher Achtung erfüllt sein vor diesem reichen, taten- und arbeitsvollen Leben und vor diesem männlichen, stolzen und unbeugsamen Charakter, der die große Niederlage seiner Partei überstand, ohne sich im mindesten in der Bahn, die er sich einmal vorgezeichnet, beirren zu lassen.

Es ist heute doppelt wichtig, dem Volke das Bild eines selbständigen und reinen politischen Charakters vorzuführen, um so mehr, als wir in einer Epoche leben, da die persönliche Selbstsucht tief in die Politik eingedrungen ist und heute so leicht die Entschlüsse der Parteimänner bestimmt. Das Bild eines ehrenhaften politischen Charakters, gleichviel welcher Schätzung der wahrhaft freisinnigen Richtungen er angehört hat, wird immer dazu dienen, im Volke die politische Selbständigkeit und Ehrenhaftigkeit zu stärken.

Es lichtet sich immer mehr, das schon sehr zusammengeschmolzene Fährlein der Männer, die im Frühjahr 1848 eine kurze Spanne Zeit die Geschichte Deutschlands zu lenken in der Lage waren. Sie haben von der Geschichte ihr Lob und ihren Tadel, beides nach Verdienst empfangen, wie dies allen Parteien nach dem Abschluß ihres Wirkens zuteil werden wird. Wohl wenige aber konnten sich am Abend eines arbeitsvollen Lebens mit solcher Befriedigung wie der alte Koltb von Speyer sagen, daß ihr Wirken nicht umsonst gewesen.

Am Bodensee.

Eine kleine Erzählung von Hans Flux.

„Hier ist's wahrhaft prächtig! Wie werde ich es da auf dem dumpfen und langweiligen Bureau des Hauptzollamts aushalten können!“

So sprach zu sich selbst ein junger Mann, der am Ufer des Bodensee's lustwandelte, just wo sich die weißen Ufergebäude des alten, hübschen und behaglichen Städtchens U. erheben.

Es war in der Tat ein prächtiger Anblick. In den Strahlen der Frühlingssonne glizerte und blinkte die weite Fläche des See's wie geschmolzenes Silber. Eine Menge von Dampfern, Segelschiffen, Fischernachen und Rähnen belebte den Wasserspiegel, der rings von fastigem Grün oder von dunklen Waldeshöhen umsäumt war. An den Ufern erhoben sich, weithin sichtbar, die weißen Gebäude der Städte und Dörfer und hinter ihnen die rebenreichen Höhen, wo der Seewein wächst, der an manchen Stellen viel besser ist, als sein Ruf. Ernst und gewaltig ragten im Hintergrund dieses Panoramas die schneegekrönten Häupter der Alpen empor, vor allen der doppelzackige Säntis bei St. Gallen.

Herr Magnus — so wollen wir unseren jungen Freund nennen — war jedoch erst in dem alten Städtlein angekommen, wo er seinen dauernden Aufenthalt nehmen sollte. Aber statt daß die Schönheit des See's ihn heiter stimmte, blieb er ziemlich nachdenklich.

Er war vor acht Tagen von der Hochschule gekommen, allwo er ein fleißiger, aber auch flottes und lustiger Student gewesen. Die Mittel für seine Studien brachten einige Verwandte zusammen, die gern einen pietistischen Theologen aus ihm gemacht hätten. Als sie sahen, daß er dazu nicht veranlagt war, zogen sie ihre Hand von ihm ab, und er war genötigt, die Hochschule zu verlassen, da es ihm gänzlich an Mitteln fehlte. Man sagte ihm, daß er zu hoch hinaus wolle und daß, wer nichts habe, sich den Verhältnissen fügen müsse. Deshalb habe man für ihn eine Stelle als „Kanzleihilfe“, wie der offizielle Titel lautete,

auf dem Hauptzollamt zu U. ausgemacht, wo er drei Jahre als Volontär zu arbeiten habe, während welcher Zeit ihm eine kleine Unterstützung zufließen solle. Nach drei Jahren werde er, wenn er fleißig gewesen, definitiv mit 600 Mark jährlich angestellt werden und wenn er ferner fleißig sei, könne er es in seinem Leben sogar bis zum Zollamtskontrollleur mit 1800 Mark Gehalt bringen.

Dieser jähe Sturz in die Tiefe brachte den jungen Magnus an den Rand der Verzweiflung. Er dachte daran, sich für die Fremdenlegion in Algier anwerben zu lassen. Allein „einer, der dabei gewesen“, erzählte ihm Dinge, die ihn davon alsbald wieder abbrachten. „Soll ich einmal mit Kabylen kämpfen“, sagte sich Herr Magnus, „so können es auch einheimische sein.“ Er beschloß also vorläufig als Volontär — in Preußen sagt man Supernumerar — die Kanzleistelle auf dem Hauptzollamt einmal anzunehmen und sich bei dieser Gelegenheit mit dem schönen Bodensee und dem Leben und Treiben dort bekannt zu machen. Mit der glücklichen Sorglosigkeit der Jugend hoffte er auf einen günstigen Zufall, der seine Situation zum Besseren wenden würde.

So war Herr Magnus an einem Sonntag Vormittag im wunderschönen Monat Mai in U. angekommen und lustwandelte am Ufer des See's. Heute wollte er noch mit vollen Jüngen die Lust der Freiheit einatmen; morgen sollte er sich in den Bann des Hauptzollamts begeben. Das wollte ihm garnicht gefallen. Er war ja noch so jung und lebenslustig. Da türmte sich das Gebäude empor, dicht am Ufer des See's, und die Bureau's der Beamten lagen auf der Seeseite.

„Da kann man vom Schreibtisch aus den See und die Alpen sehen“, murmelte Herr Magnus. „Wie werde ich es da auf meinem Schreibtisch aushalten!“

Aber was soll man tun in einer kleinen Stadt, wo man niemand kennt, an einem Sonntag Vormittag?

Nachdem Herr Magnus den See und dessen Schönheiten genugsam bewundert, beschloß er, die Qualität des Seeweihs zu prüfen, zumal er einen ganz gesunden Durst verspürte. Er wandelte durch die engen Straßen des Städtchens und sah verschiedene Schilder an den Häusern hängen, die andeuteten, daß allda ein guter Trunk zu haben sei. Es waren so viele, daß ihm die Wahl wehe tat.

So gelangte er nach und nach in die Nähe der Hauptkirche des Städtchens, wo soeben der Gottesdienst beendigt war. Am Fuße der großen breiten Treppe, die zum Hauptportal emporführte, hatte sich die „jeunesse dorée“*) der guten Stadt U. versammelt, um die aus der Kirche heimkehrenden Schönheiten zu bewundern. Die jeunesse dorée bestand hier aus kleinstädtischen Ladjünglingen, Zollamtschreibern und einigen Söhnen reichgewordener Bauern resp. Landwirte. Herr Magnus sah die Gesellschaft, auf die er in Zukunft angewiesen sein sollte, sich an und ihm war gar nicht wohl dabei.

Zu dichten Massen entströmten die Gläubigen dem Portal der Kirche, erst die Kinder, dann die frommen Männer mit dem Gebetbuch unterm Arm und dann die „reisieren“ und „reißten“ Damen, welche den Spalier bildenden Gassen giftige Blicke zuwarfen. Dann erst erschienen langsam die eigentlichen Schönen der Stadt, denen man wohl ansah, daß sie weniger der Andacht, als ihrer sonntäglichen Toilette wegen die Kirche besucht hatten und denen der Schlußakt, nämlich das Passiren der „goldenen Jugend“, das wichtigste bei der ganzen Sache war. Die Schönen vom Bodensee sind im allgemeinen weder spröde noch prüde, und so sah man die jungen Schönen fast die Grüße der „goldenen Jugend“ erwidern, dabei manchen halbverstohlenen Blick des Einverständnisses austauschen und sich nicht darum kümmern, daß aus den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser eine Anzahl sehr reifer Damen die Szene aufmerksam betrachtete, offenbar, um Stoff für den Nachmittagskaffeeklatsch zu sammeln.

Herr Magnus war einen Augenblick stehen geblieben, um sich die kleinstädtische Szene anzusehen — da nahte ihm sein Schicksal. Und zwar kam es nicht etwa abschreckend und im Bunde mit dem Unglück, sondern rosig und liebreizend in Gestalt eines hübschen blonden Fräuleins, das soeben die Kirche verließ. Es war eine stolze hochgewachsene und schlanke Schöne mit regelmäßigen Gesichtszügen, großen kornblumenblauen Augen und wohlgerundeten, doch nicht allzu üppigen Formen. Sie schlug die Augen nicht etwa mit der Heuchelei der Verschämtheit nieder, wozu sie auch gar keinen Grund hatte, sondern blickte stolz und frei um sich, ohne indessen von den bewundernden und verliebten Blicken der Ladjünglinge und der Schreiber auch nur die geringste Notiz zu nehmen.

„Das ist die hochmütige Fischer-Minna,“ sagte ein Handlungsbesiffener, der wie ein wanderndes Modejournal aus sah.

„Ja, stolz ist sie, wie eine Prinzessin,“ sagte ein anderer.

„Und doch,“ meinte der erste, „ist ihr Vater nur ein Fischer, der morgens auf dem See Felschen***) fängt, die nach Stuttgart versandt werden.“

„Fischer zu sein ist keine Schande,“ sagte der andere, „und Minna ist stolz auf ihre Schönheit.“

„Sie ist böshast und hochmütig. Ich möchte sie nicht zur Frau haben.“

„Haha!“ lachte der andere, „das sind saure Trauben. Du kannst eben nicht vergessen, daß sie dir einmal spöttisch gesagt hat, deine Hände dufteten auch Sonntags nach Haringen und daß sie dir deshalb einen Tanz abschlug. Warum hast du auch deine Hände nicht sorgfältiger gewaschen!“

Der also Angeredete stieß einen halbunterdrückten Fluch aus und sandte der eben vorübergehenden Minna einen grimmigen Blick nach. Sie schien ihn gar nicht bemerkt zu haben.

Wie die stolze Minna weiter schritt, blickte sie plötzlich zur Seite und sah in die strahlenden Augen des jungen Magnus.

Es schien, als traue er seinen Blicken eine magnetische Kraft zu, die schlanke Schöne an sich zu ziehen, so durchdringend hafteten sie auf der Erscheinung, die hier zum erstenmal seinen Weg kreuzte. Minnas große blaue Augen trafen voll und ganz die seinen. Das Mädchen erröthete leicht, Herr Magnus dergleichen. Er wußte nicht, was er in der Verwirrung tat und zog höflich seinen Hut. Sie dankte etwas erstaunt, doch nicht unangenehm überrascht, und Magnus sah wie gebannt der stolzen Erscheinung nach, bis sie um die nächste Ecke verschwand.

Dem wandernden Modejournal war kein Moment dieser Begegnung entgangen und sein ganzer Haß warf sich auf den Fremden, den er von der schönen Minna begünstigt wähnte.

„Nun kennen wir endlich die geheime Liebe der hochmütigen Fischer-Minna,“ zischte der Handlungsbesiffene. „Wer der Kerl wohl sein mag? Gewiß ein verbummelter Student! Aber diese Subjekte haben immer Glück bei den Weibern!“

„Du bist ein Narr, dem die schönen Augen der Fischer-Minna vollständig den Kopf verdreht haben,“ lachte der andere und zog das wandernde Modejournal in ein Wirtshaus hinein.

Herr Magnus stand noch auf demselben Fleck und sah in's Leere hinein. Die stolze und doch so liebliche Erscheinung Minnas hatte seine Sinne vollständig gefangen genommen. Es ging ihm genau wie dem Trompeter von Säckingen, als dieser seine blonde und blauäugige Margaretha zum erstenmal sah. „Den Mann hats!“ heißt von jenem ledigen Trompeter, und unserm guten Magnus geschah um kein Haar besser.

Wir können einstweilen verraten, daß auch der schönen Minna Pulse etwas rascher schlugen, als der fremde junge Mann sie so durchdringend ansah. Wer mochte er wohl sein? So schritt sie nachdenklich ihrem Elternhause zu, das am See stand und an einen alten Turm angebaut war, der zu den Befestigungen der Stadt gehört hatte.

So begegnen sich oft zwei Menschen ganz unerwartet, finden sich sympathisch und ein einziger Blick begründet ein Verhältnis fürs ganze Leben. Was Wunder, wenn es Leute gibt, die an ein Fatum glauben? Denn andere gehen jahrelang nebeneinander her, bis sie gegenseitiges Interesse erwecken und sich sympathisch finden. Herr Amor treibt eben ein gar launisches Spiel.

Nunmehr erschien mit einemmale die Stadt am See Herrn Magnus weder zu klein noch zu langweilig mehr. Auch vor dem Hauptzollamt fürchtete er sich nicht weiter. Er zog sich in die dunkelste Ecke einer Weinschenke zurück und überließ sich bei einem guten Schluck roten Meersburgers den kühnsten Träumen. Vielleicht war auch der rote Meersburger schuld daran, daß der arme Kanzleihilfe mit dreijähriger Volontärszeit und dann ganzen 600 Mark Gehalt gar nicht in Erwägung zog, ob die stolze Fischerstochter, immerhin wohlhabender Leute Kind, sich für ihn auch wirklich interessiren würde.

Im übrigen bekam der angehende Herr Kanzleihilfe den Gegenstand seines plötzlich erweckten Interesses an diesem Tage nicht mehr zu sehen und am Tage darauf mußte er seinen Dienst antreten.

Er erschien pünktlich morgens um acht Uhr im Bureau, wo man ihm bedeutete zu warten, bis der Herr Oberinspektor käme. Der so bezeichnete Beamte hieß amtlich nur Inspektor, hörte sich aber gern Oberinspektor nennen und sämtliche Untergebenen benutzten dies zur Schmeichelei. Es waren Leute, deren Wesen Herrn Magnus sehr wenig anmuten konnte. Sie betrachteten den Neuling, der sich stolz und zurückhaltend benahm, mit neugierigen und hämischen Blicken, zischelten untereinander und betrugten sich wie feindselig.

Um halbneun Uhr trat der Herr „Oberinspektor“ ein. Er hatte ein rotes Gesicht, eine kräftige Figur und trug eine schwarze Sammtmütze, die seine Glaze verdeckte.

„Guten Morgen, Herr Oberinspektor!“ hieß es unisono.

„Guten Morgen!“

Seine Blicke richteten sich fragend auf Magnus. Dieser hatte sich erhoben und stellte sich vor.

„Hm! Kommen Sie!“

*) Die goldene Jugend.

**) Ein vortrefflicher Fisch im Bodensee.

Er führte Magnus in das Inspektionsbureau. Man merkte es dem Herrn Inspektor an, daß er „von der Pike auf“ gedient hatte, d. h. früher Grenzaufseher und Zollwächter gewesen war, oder Zollschneißler, wie das Volk sagt. Ohne dem Volontär einen Stuhl anzubieten, machte er diesem seine Pflichten klar, und zwar in strengem Ton. Die Bureaustunden sollten von 8—12 und 2—8 Uhr dauern. Dann wurde der Volontär an seinen Platz geführt:

„Das wird Ihr Platz sein, Herr Magnus.“

„Sehr wohl, Herr Inspektor!“

Der Zollgewaltige schaute den Volontär groß an, sagte aber nichts; die Subalternen warfen sich bezeichnende und hämische Blicke zu. Magnus, der von den Kriechereien des Schreiber-tums nichts verstand, hatte das „Ober“ weggelassen. So mußte er bald in Ungnade fallen. Und das war für das Schreiber-tum ein Gaudium, denn sie haßten Herr Magnus schon von vornherein wegen seiner akademischen Bildung.

Da saß er nun an seinem Pult und sollte sich in dicke Bücher mit langweiligen Ziffern vergraben. Von draußen lachte der sonnige, blaue Himmel herein in die dumpfe Stube, die Wogen des Sees klatschten neckisch an den steinernen Damm dicht vor dem Fenster und der weiße Gischt spritzte hoch empor, als wollte er den gefangenen Mann da drinnen mahnen, wie nahe der See sei, und der Sämtis mit seinem weißen Haupt grüßte ernst herüber. Herr Magnus öffnete einen Augenblick das Fenster, um frische Luft einzulassen. Da schaukelte sich draußen ein bewimpelter Nachen, in dem zwei junge Herren und zwei junge Damen saßen, welche das alte Lied sangen:

„Von der Alpe tönt das Horn
Gar so zaubrisch wunderbar,
S' ist doch eine eigne Welt,
Nah dem Himmel schon fürwahr;
Andre Blumen, andre Wolken,
Wie in einem Zauberreich,
Nur mein Lieben, nur mein Leiden
Bleibt sich ewig, ewig gleich!“

Herr Magnus versank in tiefes Sinnen bei der schwer-mütigen Weise — da fuhr er empor:

„Die Fenster müssen geschlossen bleiben, denn bei dem Lärm kann man nicht arbeiten,“ sagte der Inspektor mit derber Betonung. Er beobachtete alles durch die offene Tür seines Zimmers.

„Ich wollte nur etwas frische Luft haben —“

„Die Fenster bleiben geschlossen, das gilt ein für allemal,“ sagte der Inspektor nun grob. „Gelüftet wird nachher.“

Die Schreiber sahen schadensfroh auf den Gerüffelten und der Inspektor lehnte im Vollgefühl seiner Amtswürde mit drohenden Schritten in sein Zimmer zurück. Magnus schloß betrübt das Fenster und begriff nun erst, was ein volontirender Kanzleigehilfe sei. Er wandte sich zu seinen Arbeiten und suchte sich in dieselben zu vertiefen. Aber umsonst. Es waren endlose und verworrene Tabellen, die er ins Reine schreiben sollte und welche die Berechnung der besonderen Diäten für die Grenzwächter u. s. w. enthielten.

Herrn Magnus redlichstes Bemühen, diese Tabellen interessant zu finden, war ganz umsonst. Seine Gedanken flogen immer wieder aus der Wirrnis der Tabellen hinweg zu dem schönen Anblick aus dem Fenster. Und wenn er sie mit Gewalt festzubannen suchte zwischen den öden Ziffern, so tauchte daraus ein lockender, blonder Mädchenkopf hervor und ein tief-blaues Augenpaar lachte ihn schalkhaft und neckisch an. Wo blieben da die Diäten der Grenzwächter?

So klein der Gott Amor ist, so groß ist seine Bosheit. Er liebt es, seine Opfer mit ausgesuchten Qualen zu bedenden. So ging es auch unserem braven Herrn Magnus.

Gerade von seinem Pult aus sah er auf den schon erwähnten alten Turm, und er wußte nicht, daß das zierliche Häuschen, das sich an den alten Turm lehnte, das Vaterhaus

derjenigen war, deren Bild seine ganze Gedankenwelt ausfüllte. Aber bald ward es ihm offenbar. Denn es erschien das blonde Haupt Schön Minna's am Fenster.

Nun war es mit der Ruhe des armen „Kanzleigehilfen“ vollends vorbei. Sehrend schaute er hinüber und die Herren Kollegen stießen sich mit dem Ellenbogen an. Herr Magnus schien ganz verworren. Zu der Minna in der Phantasie kam nun auch noch die wirkliche, um ihn von der Arbeit abzuhalten. Ja, sie schritt noch an diesem Morgen stolz und stattlich draußen vor dem Fenster vorüber und der arme Magnus mußte an seinem Pult festgenagelt bleiben!

Soll man sich wundern, wenn am Abend des ersten Tages in die Tabellen für die Diäten der Grenzwächter auch noch nicht die geringste Ordnung gekommen war!

So ging es drei Tage lang einformig fort; der Himmel war blau, der See glitzerte im Sonnenschein, die schöne Fischer-Minna sah häufig zum Fenster hinaus, Herr Magnus seufzte noch häufiger und die Tabellen für die Diäten der Grenzwächter waren noch immer in Unordnung.

Der Herr Inspektor — pardon, der Herr Oberinspektor runzelte drohend die Stirn. Solch ein Volontär war ihm noch nicht vorgekommen.

Wenn am See sich ein Sturm erhebt, so wird derselbe durch einen weißgrauen Nebel vorher angekündigt. Den Sturm im Hauptzollamt kündigte die gerunzelte Stirn des Inspektors an.

Herr Magnus merkte nichts von den Gewitterwolken, die sich über seinem Haupte zusammenballten; er brannte nur auf den vierten Tag, der ein Feiertag war, an dem auch die Bureau des Hauptzollamt geschlossen wurden. An solchen Tagen ging der Inspektor, der sonst ein liberaler Mann sein wollte, in die Frühmesse, die um fünf Uhr begann, und es war der Wunsch des gestrengen Herrn, daß auch das Kanzleipersonal sich dazu einfinden möchte. Seine häßliche Tochter Elise pflegte bei solchen Gelegenheiten dabei zu sein und über das Kanzleipersonal Musterung zu halten. Die Schreiber wußten, daß, wer bei Elisen gut angeschrieben war, auch auf die Gunst des Alten rechnen konnte, und sie erschöpften sich in kriechenden Artigkeiten gegenüber des Inspektors unschönem Töchterlein, welcher diese Huldigungen stolz entgegemaß. Sie wußte ja, daß wenn sie keinen besseren Mann bekam, diese Schreiber immer noch da waren, aus ihrer Mitte einen Mann zu stellen, der Elise heiratete und damit „Karriere“ machte.

Aber als Elise früh fünf Uhr an der Kirchentür Revue über die sich tief verbeugenden Schreiber hielt, fehlte der „neue Gehilfe“. Elise verfehlte nicht, ihren Vater darauf aufmerksam zu machen, dessen Stirn sich den ganzen Tag in drohende Falten legte. Wie konnte so ein Neuling wagen, die Gebräuche des Hauses zu verletzen!

Herr Magnus hatte weder Zeit noch Lust, sich um die Herzenswünsche des Inspektors und seines Töchterleins zu kümmern. Mit dem Morgenrot stand er auf und begab sich an das Ufer des Sees, um das herrliche Schauspiel eines Sonnenaufgangs zu sehen. Er mietete sich einen kleinen Nachen und ruderte auf den See hinaus.

Der glühende Sonnenball, der im Osten heraufstieg, übergoß die weißglänzenden Alpenhäupter und die Fläche des Sees wie mit flüssigem Feuer. Es war ein herrlicher und großartiger Anblick, und Herrn Magnus ging das Herz wieder auf, das sich in der dumpfen Schreibstube und im Alltagsstaub zusammengepreßt hatte. Ein erhabenes Naturschauspiel läßt stets den Menschen die kleinlichen Schranken seiner alltäglichen Verhältnisse vergessen. Eine wohlige Stimmung kam über unseren jungen Freund; er legte sich behaglich in seinen Kahn und ließ sich von einem leichten Wind nach dem Zufall auf dem See umhertreiben.

(Schluß folgt.)

Unser Bauwesen und seine Reform.

Von Karl Frohme.

„Soziale Reform“ — das ist die Parole des Tages. Soll die Sozialreform eine durchgreifende sein, so muß sie selbstverständlich in erster Linie darauf abzielen, die klar erkannten Ursachen der sozialen Krebschäden zu beseitigen. Es ist unendlich viel wichtiger, Prohibitivmaßregeln gegen das große Uebel zu ergreifen, als die Linderung des entwickelten

und zu Tage getretenen Uebels selbst zu versuchen. So steht z. B. die Notwendigkeit, den Arbeiter für den Fall der Erkrankung zu versichern, weit zurück hinter der Notwendigkeit, ihm allen nur möglichen Schutz gegen Erkrankung zu gewähren, rastlos besorgt zu sein für die Erhaltung seiner Gesundheit, für die Verbesserung seiner Lebensstellung in jeder Hinsicht.



Eine Straußenfamilie.

Dazu gehört in erster Linie mit, daß man ihn und seine Familie befreie von den außerordentlich schädlichen Konsequenzen des modernen Bauwesens oder richtiger gesagt Bauunwesens, also gute Wohnungsverhältnisse für ihn schaffe und damit einer grundlegenden Bedingung für das Wohl der Familie, einer Voraussetzung von Sitte und Humanität, eines geordneten Familienlebens und der leiblich wie geistig gesunden Erziehung des aufwachsenden Geschlechts genüge.

Mit diesem überaus wichtigen, aber sowohl von den Regierungen und gesetzgebenden Körperschaften, wie auch von der Masse des Volkes lange noch nicht hinreichend gewürdigten Stück Sozialreform wollen wir uns beschäftigen. — — —

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Geschichte des Bauwesens.

In früheren Zeiten ließ man sich bei Gründung dauernder Wohnsitze nicht leiten von Rücksichten auf die der Gesundheit zuträgliche Beschaffenheit des Niederlassungsterrains, sondern von der Erwägung der Vorteile, welche dasselbe für Beschaffung der Subsistenzmittel, für den Verkehr und den Schutz gegen Feinde darbot. Mit großer Vorliebe siedelten sich deshalb die Menschen in unmittelbarer Nähe von Seen und Flüssen an — wofür wir die Beweise in den aufgefundenen Pfahlbauten haben — ohne die Macht der schädlichen Einflüsse, welche sich aus der oft sumpfigen Beschaffenheit niedrig gelegener Ufer für sie

ergaben, zu beachten. Auch rücksichtlich der Wohnungen selbst ließ man sich nur von den nächstliegenden Erwägungen leiten; Schutz gegen die Unbilden der Witterung zu gewähren, eine Zufluchtsstätte zu sein, war ihre ganze Bestimmung.

Diese Zeiten liegen weit hinter uns. Mit der Entwicklung der Intelligenz und der Kultur und dem allmählichen Ausbau der staatlichen Ordnung ist man längst dahin gelangt, die Nachteile einer ungesunden Lage gebührend zu berücksichtigen und sich zu bemühen, die in früheren Zeiten bei Ortsanlagen begangenen Fehler gut zu machen durch Bekämpfung der schädlichen Einflüsse ungesunder Terrains.

Schon im grauen Altertum, lange vor der christlichen Zeitrechnung, widmeten die Kulturvölker den Wohnungsverhältnissen eine bemerkenswerte Aufmerksamkeit. So mußte nach dem mosaischen Gesetz ein Haus, an welchem bestimmte Anzeichen — die wir nach der Beschreibung auf der Schwamm oder ähnliches beziehen können — hervortraten, niedergerissen werden. „Wenn hierbei die sonderbare Vorstellung bestimmend war, daß das Haus vom Aussatz befallen sei, so war doch der faktische Erfolg gewiß nutzbringend“*).

Griechenland zu seiner Blütezeit betätigte praktisch die Erkenntnis der wichtigen Aufgabe, die Gesundheit seiner Bürger zu schützen. Man war bemüht, den Boden rein zu halten, drainirte die Sümpfe, errichtete kostspielige Wasserleitungen, öffentliche Bäder u. — Plato, ein Aristoteles hielten staatliche Gesundheits- bezw. Baubeamte für unentbehrlich.

Auch im alten Rom finden wir die Organisation einer Baupolizei. Dieselbe hatte eine genaue Aufsicht über Gebäude, Wasserleitungen, Kloaken, Uferbauten, Flussregulierung u. zu führen; ihre Beamten — die Curatores — waren mit großer Machtvollkommenheit ausgestattet. Ein — wahrscheinlich von Nero erlassenes — Edikt lud durch Gewährung bedeutender Begünstigungen zum Häuserbau in Rom ein; jedem Sklaven, der auf eigene Kosten ein Haus erbaute, war Freiheit und Bürgerrecht zugesichert. Als die übermütigen Patrizier das Bestreben offenbarten, durch Ankauf der kleineren, vom niederen Volke bewohnten Gebäude Raum zur Ausführung weitläufiger Prachtbauten zu gewinnen, und hierdurch die Gefahr einer Wohnungsnot nahe gerückt war, wurde — im Jahre 48 n. Ch. unter Kaiser Claudius — verboten, Gebäude zum Abbruch zu verkaufen. Dieses Edikt wurde durch Vespasian erneuert.

Der Sieg des Christentums über das Heidentum bereitete, wie so mancher andern Institution römischer Kultur, auch der römischen Baupolizei ein Ende. Die kirchliche Auffassung des Mittelalters war ihr, wie überhaupt der Gesundheitspflege, nicht günstig. Man suchte die Krankheiten nicht mehr, wie früher, in natürlichen und daher vermeidbaren Umständen, im Gegenteil, man betrachtete sie als „unvermeidliche Schickungen Gottes“, denen der Mensch in Demut sich zu fügen habe. Der menschliche Körper galt nicht mehr als ein zu pflegendes und rein zu haltendes Heiligtum, sondern als die verächtliche Hülle einer sündhaften Seele, die der haarsträubendsten asketischen Peinigung und Vernachlässigung zu unterwerfen man sich nicht scheute.

Neben dieser kirchlichen Reaktion wirkten die politischen Zustände sehr ungünstig auf das Bauwesen ein. Die Beherrschung auch der kleinsten mit Stadtrecht versehenen Orte; — die Errichtung einer großen Zahl von Burgen, die in der ersten Hälfte des Mittelalters vollständig des Schutzes der Glasfenster entbehrten und deren Wohnräume nach unsern Begriffen kaum den Namen von Ställen verdient hätten; — die Errichtung ganzer Verteidigungslinien auf Berggipfeln und Höhenzügen oder in sumpfigen Niederungen, die durch stehende Wassermassen dem Feind den Angriff erschweren sollten; — in den Gassen enge, winklige, ungepflasterte und schmutzige Gassen, hohe Giebelhäuser mit überhängenden Stockwerken, oft ohne Hofräume und Gärten, in denen die Bevölkerung bei großer Unsicherheit im Verlaufe der das Land durchziehenden Fehden dicht zusammengedrängt

leben mußte; — die das ganze Mittelalter nicht auszurottende Sitte, die Toten innerhalb der Ringmauern in der geweihten Erde des Kirchengrundes zu begraben, — alles das schuf oder förderte wenigstens eine unüberwindliche Quelle furchtbarer Krankheitskeime, die nur zu bald in Aussatz- oder Pestepidemien sich äußerten und denselben Jahrhunderte lang entschiedensten Vor-schutz leisteten, so daß im Volke die furchtbare Idee Wurzel faßte, die „göttliche Vorsehung“ habe beschlossen, das ganze Menschengeschlecht „zur Strafe für seine Sünden“ zu vertilgen*).

Lange, bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, dauerte es, bis ein richtiges Verständnis für die Hygiene der Ortsanlagen und Wohnungen anfang sich Bahn zu brechen, bis man begann, wissenschaftlich die Frage zu behandeln, wie dem ursächlichen Zusammenhange der Epidemien mit den haarsträubenden örtlichen und Wohnungsverhältnissen in den überbevölkerten Städten beizukommen sei.

Der erste, der sich in dieser Rücksicht große Verdienste erwarb, war der berühmte Arzt Johann Peter Frank. Zu seinem von 1778 bis 1819 erschienenen großen Werke: „System einer vollständigen medicinischen Polizei“ finden wir sehr beachtenswerte Angaben über gute Anlagen und gesunde Bauart menschlicher Wohnungen, über öffentliche Reinlichkeitsanstalten u. Er wendet sich mit Entschiedenheit gegen alle Schwierigkeiten, welche einer gedeihlichen Entwicklung der Hygiene entgegenstehen und versieht den wichtigen Grundsatz, daß, wo das Gesamtwohl in Betracht kommt, sowohl die Beschränkung der persönlichen Freiheit, als auch die Beschränkung der Freiheit in der Benutzung des Eigentums unerlässlich sei.

Ein Gefühl der Beschämung muß uns überkommen, wenn wir bei Betracht dieses unzweifelhaft richtigen staatsrechtlichen Grundsatzes daran erinnert werden, daß wir heute, nach nahezu hundert Jahren einer großartigen Entwicklung, in Deutschland kaum die primitivsten Anfänge gemacht haben, ihn zum Heile des Volkes zu verwirklichen. In einer im Jahre 1872 vom Reichskanzler Fürsten Bismarck an den Bundesrat erstatteten Darlegung, betreffend die „Verwaltungsorganisation der öffentlichen Gesundheitspflege“, finden wir das denkwürdige Geständnis: „Die Frage, bis zu welchem Grade der Staat befugt sei, im Interesse der öffentlichen Gesundheit in die Privatrechte der Einzelnen einzugreifen, sei in Deutschland kaum zum Bewußtsein der Gebildeten gekommen und deshalb zu einer gesetzlichen Regelung noch nicht reif.“

Das ist leider nur zu wahr! Eine wirkliche, nachhaltige Reform der öffentlichen Gesundheitspflege auf dem Gebiete des Bauwesens erfordert ein weit entschiedeneres Eingreifen des Staates in Privatrechte, als die Masse der „Gebildeten“ geneigt ist zuzugeben. Denn lediglich privatrechtliche Interessen sind es ja, deren Herrschaft das materielle, geistige und körperliche Wohl des Volkes auch auf diesem Gebiete untergräbt und vernichtet.

Die modernen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse begünstigen das Zusammenströmen großer Menschenmassen in den Zentren der Industrie und des Handels in außerordentlich hohem Grade. Diese Zentren üben eine so ungeheure Anziehungskraft auf ihre nähere und fernere Umgebung aus, daß ihre Einwohnerzahl in den stärksten Dimensionen wächst, wie folgende statistische Notiz zeigt:

Im Jahre 1860 besaß Deutschland ohne Oesterreich fünf Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern, nämlich Berlin, Hamburg, Breslau, Dresden und München, die eine Gesamtbevölkerung von circa 1,070,000 Seelen aufwiesen. Jetzt, nach kaum vierundzwanzig Jahren, haben wir zwanzig Städte mit mehr als 100,000 Einwohner; zu den vorhin genannten sind hinzugekommen: Leipzig, Königsberg, Köln, Hannover, Frankfurt a/M., Bremen, Stuttgart, Straßburg, Danzig, Barmen, Elberfeld, Nürnberg, Chemnitz, Aachen und Stettin mit zusammen 4 1/2 Millionen Einwohnern, also fast zehn Prozent der

*) Vergl. Sander, „Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege“. S. 118.

*) Vergl. Höfer, „Lehrbuch der Medizin und der epidemischen Krankheiten“. III. Band.

Gesamtbevölkerung Deutschlands. Es steht außerdem zu erwarten, daß bei der nächsten Zählung im Jahre 1885 noch eine ganze Reihe anderer Städte — so Düsseldorf, Arefeld, Altona, Magdeburg u. — die Zahl von 100,000 Einwohnern überschritten haben werden.

Dieser Vorgang der Menschenanhäufung in großen Verkehrszentren ist die notwendige Folge einer entwickelten Volkswirtschaft. Er ist nützlich, insofern er dazu führt, die scharfen Konsequenzen der modernen Wirtschaftsweise zu ziehen und dadurch diese Wirtschaftsweise selbst umzugestalten. Es sind aber auch große Uebelstände für die Gesamtheit und das Wohlbefinden des Volkes damit verbunden, — Uebelstände, die auf die Dauer geradezu degenerierend auf die höher zivilisirten Nationen wirken.

In den vom Zuzuge der Menschenmassen betroffenen Zentren zeigt sich zunächst fast ununterbrochen ein Mangel an Wohnungen überhaupt; sodann ein beständiger Mangel an solchen Wohnungen, wie sie den individuellen und wirtschaftlichen Kräften und Bedürfnissen der verschiedenen Wohnungsinhaber und ihrer Familien entsprechen.

Weitere schwerwiegende Uebelstände sind: daß die bauliche Einrichtung der Wohnungen im großen und ganzen in jeder Beziehung — besonders aber in gesundheitlicher — oft selbst den notwendigsten und allerbescheidensten Anforderungen nicht entsprechen; daß die willkürliche und völlig unberechtigte Steigerung der Mietpreise seitens spekulativer Hausherrn viele Familien, und zwar meistens die der so wie so schon hart genug bedrückten Arbeiter, kleinen Gewerbetreibenden u., in ihrer Existenz fortwährend schädigt, — daß überhaupt, alles in allem, die modernen Wohnungsverhältnisse im höchsten Grade störend und zersetzend auf die Volkswohlfahrt im allgemeinen, sowie auf die Sittlichkeit und Wohlfahrt des Familienlebens im besonderen einwirken.

Durchschnittlich noch ungesunder als die überall noch in großer Zahl vorhandenen Altbauten sind erwiesenermaßen die modernen Neubauten in unseren Großstädten. Die hohen, und trotz vieler sanitären Verbesserungen durch öffentliche Anlagen, trotz der fortschreitenden Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft, nicht nur nicht fallenden, sondern eher steigenden Sterblichkeitsziffern in den großen deutschen Städten lassen einen Zweifel an der Wichtigkeit dieses von hervorragenden Männern der Wissenschaft, u. a. auch von Virchow, abgegebenen Urteils nicht auskommen. Eine Ausnahme dürften nur die Städte machen, wo sich die Sitte des Familienhausbaues erhalten hat, oder wo, wie in Württemberg, fast alle neue Häuser isolirt erbaut werden müssen und eine geringe Bewohnerzahl haben.

In den modernen Mietskasernen der Großstädte verbreiten sich namentlich die zymotischen Krankheiten, wie Pocken, Masern, Schwindpocken, Scharlach, Diphtherie, Typhus, Cholera u. und wird eine an Körper und Geist kranke Nachkommenschaft erzogen. Selbst die widerstandsfähigsten Altersklassen bleiben nicht von den vernichtenden Einflüssen verschont, geschweige denn die Kinder im zartesten Alter. So genießt ja bekanntlich Berlin hinsichtlich der Kindersterblichkeit leider mit vollem Recht des traurigen Rufes, daß dieselbe dort, besonders in der heißen Jahreszeit, durchweg nicht nur relativ, sondern sogar absolut eine weit höhere ist, als in irgend einer anderen Großstadt, London nicht ausgenommen. Die Berichte des statistischen Bureaus der Stadt Berlin geben als einen Hauptgrund dieser betrübenden Erscheinung die Art und Weise an, „wie in Berlin gebaut und darum gewohnt und gelebt wird.“ An anderer Stelle in diesen Berichten heißt es: „Die so überaus große Sterblichkeit weist auf die nachteiligen Folgen des dichten Zusammenwohnens in eng aneinander gebauten turmhohen Gebäuden mit kleinen Höfen und bewohnten Kellern hin.“

Was hier von Berlin gesagt ist, das gilt im wesentlichen von jeder Großstadt, wo das Mietskasernensystem existirt.

Allerdings, die Mietskasernen machen, oberflächlich betrachtet, einen weit vorteilhafteren Eindruck als die Altbauten. Letztere aber bieten doch wenigstens die Vorteile, daß sie eine geringere

Bewohnerzahl und dünnere Wände haben als die Mietskasernen.

Mancher dürfte versucht sein, erstaunt zu fragen: Was bieten denn die dünnen Mauern gegenüber den dickeren für Vorteile? Sind letztere nicht ein Beweis größerer Solidität?

Die Hygieniker haben auf diese Frage längst die Antwort gegeben. Es ist — wie Dr. Erismanu anführt — ganz falsch, zu glauben, die Wände unserer Häuser haben den Zweck, uns vollständig von der äußeren Luft abzuschließen; die Wände haben vielmehr die Aufgabe, die Geschwindigkeit der Luft beim Durchgang der letzteren durch die Wand so weit herabzusetzen, daß wir dieselbe nicht unangenehm empfinden und in einer vollkommen windstillen Atmosphäre zu leben glauben. Bei guter Konstruktion der Wände wird dieser Zweck in der That erreicht, und wir haben kein Gefühl davon, daß auch bei geschlossenen Fenstern und Türen unsere Wohnungsluft in beständiger Bewegung ist und durch die Wand hindurch fortwährend erneuert wird.

Instinktiv hat der Mensch von jeher der Forderung Genüge geleistet, daß die zum Hausbau verwendeten Materialien porös sein müssen; er hat luftdurchlassende Wände gebaut, ohne zu ahnen, welche Wohltat er sich damit selbst erweist. Trotzdem gerät mancher noch heutzutage in Erstaunen, wenn er von einem Luftwechsel durch die Wand hört; es ist dies umso auffallender, als gewiß niemand an der Durchlässigkeit der Mauern für Wasser zweifelt, — man vergißt, daß die Luft 770mal leichter und beweglicher ist, als das Wasser, und also mit viel geringerer Mühe in die feinsten Poren hineindringt als das letztere.

Wenige Menschen machen sich eine richtige Vorstellung davon, wie groß der Luftwechsel sein muß, damit die Luft geschlossener Räume eine gute Beschaffenheit behalte. Sogar die Fachgelehrten unterschätzten noch vor kurzer Zeit die Größe des notwendigen Luftwechsels, und erst durch zahlreiche Beobachtungen gewann man eine Vorstellung darüber, wieviel frische Luft einem von Menschen bewohnten Lokale stündlich zugeführt werden muß. Jetzt weiß man, daß in Krankenhäusern, selbst bei großer Reinlichkeit, die Luft nur dann gut und geruchlos erhalten werden kann, wenn jedem Patienten per Stunde wenigstens 60 Kubikmeter frischer Luft zugeführt werden. In chirurgischen Krankensälen verlangt man 100 Kubikmeter, und für ansteckende Kranke noch mehr. In Gefängnissen soll der Luftwechsel per Stunde und Kopf 50 Kubikmeter betragen; in Kasernen 30—40; in Schulen 15—20; in Versammlungslökalen 60; in Werkstätten und Fabriken 60—100; für Privatwohnungen reichen 50—60 Kubikmeter aus. Diese Zahlen beanspruchen natürlich keine absolute Gültigkeit, weil die Größe des Ventilationsbedürfnisses selbst keine absolute ist, aber sie geben wenigstens einen Begriff von den normalen Luftmassen, welche man gegenwärtig zur Reinhaltung der Luft bewohnter Räume für nötig hält.

Sonach unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die eng aneinander stehenden, häufig in Höfen belegenen und ringsum zugebauten Mietskasernen den Anforderungen an genügenden Luftwechsel nicht genügen.

In Berlin wohnen auf wenig mehr als einer deutschen Quadratmeile jetzt mehr als eine million Menschen. Es ist dies ein Verhältnis, welches über das vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege aus zulässige Maß menschlichen Zusammenwohnens weit hinausgeht. Erwägt man indessen, daß in den nördlich und östlich gelegenen großen Bezirken noch recht viel Boden als Ackerfläche benutzt wird, so ergibt sich, daß der wirklich bewohnte Raum eine noch größere Zusammenhäufung von Menschen zeigt, als oben angegeben; in Wahrheit kommen nur noch etwa $2\frac{1}{2}$ Quadratrudden auf je einen Bewohner. Seit 25 Jahren hat die Bevölkerungsdichtigkeit in Berlin sich mehr als verdoppelt! Wer die Entwicklung dieser Großstadt auch nur oberflächlich verfolgt, das Verschwinden der kleineren und mittleren Häuser gegenüber der entsetzlich überhand nehmenden kasernenmäßigen Wohnart der Bevölkerung beobachtet, der kann

über das oben angegebene Mißverhältnis nicht weiter erstaunt sein. Die Verschlechterung der Verhältnisse nach dieser Richtung hin ist eine durchgehende für ganz Berlin. Noch im Jahre 1875 waren Häuser mit weniger als 50 Bewohnern erheblich in der Uebersahl; jetzt, also nach kaum 9 Jahren, sind sie weit unter die Hälfte des Gesamtbestandes heruntergegangen. Die Durchschnitts-Behausungsziffer liegt jetzt zwischen 60 und 61. Ein starkes Drittel der Gesamtzahl wird von 50—100 Menschen bewohnt; jedes neunte Haus in der Stadt beherbergt bereits zwischen 100 und 150 Menschen, ja in einigen Vierteln ist es sogar schon jedes vierte Haus. In mehr als zwei Prozent aller Häuser wohnen zwischen 150—200 Menschen.

Besondere Beachtung verdient noch die Tatsache, daß nahezu die Hälfte der berliner Häuser Kellerwohnungen hat. Diese Aufenthaltsorte menschlicher Wesen sind zum größten Teil von geradezu scheußlicher Beschaffenheit, dämpfige, feuchte Löcher, der

Luft und des Lichtes entbehrend, infiziert mit Krankheitsstoffen, wahre Brutstätten des Elends aller Art.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Abhandlung alle die furchtbaren Nachteile der schlechten Wohnungsverhältnisse in hygienischer und sittlicher Hinsicht zu schildern. Bemerkte sei nur, daß die Männer der hygienischen Wissenschaft uns durch statistische Zahlen und logische Schlüsse beweisen, wie so sehr schädlich schlechte Luft und Mangel an Licht auf das Gemüt des Menschen wirken und traurige Gedanken in ihm hervorrufen; wie sehr der beständige Aufenthalt in einem mit Bewohnern überfüllten, halbdunkeln und pestatmenden Gemach die Seele verdüstert; wie die verbrecherischen Handlungen, die Selbstmorde, die Unsittlichkeit und jedes andere Laster, das Familienunglück aller Art durch die elenden Wohnungsverhältnisse teils direkt erzeugt, teils begünstigt werden.

(Schluß folgt.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Sommernachtgedanken.

Von Peter Knauer.

Die Flügel der Nacht bedecken schon
Die Täler, die Berge, die Au'n —
Ich wandle zu hören der Nachtigall Ton
Und die funkelnden Sterne zu schau'n.

Längst schlummern die Blumen, in Tau gehüllt,
Und leiser der Wiesenbach schäumt;
Was lärmend des Tages Reich erfüllt,
Im Schoße der Ruhe nun träumt.

In leuchtenden Kreisen durchschwirren die Luft
Glühwürmchen mit ruhigem Glanz,
Der Elfen Gesolg', die in Wald und Aflust
Anheben den nächtlichen Tanz.

Und wie ich so schaue der Sternlein Schaar,
Wehmütig grüßen die Welt,
Und drüber der Mond so freundlich-klar,
Wird höher die Brust mir geschwellt.

Der Geist wird frei von des Tages Leid,
Ich atme beseligt auf,
Für Liebe und Lust das Herz bereit,
Der Glückstern steigt herauf.

Und froh sich mir der Ruf entringt:
„Hast ein Asyl du doch,
Wohin des Tages Qual nicht dringt,
Wo du geborgen noch!“

O Reich der Nacht, so frei, so hehr,
So saftfrisch labungsvoll,
Wie kräftend erquickt der Friede, der
Aus deinem Borne quoll!“

Durch Wald und Gefilde lang' ich nun
An stille Weiler an —
Da drinnen wohl manche vergessend ruh'n,
Von Todes Arm umfah'n.

Da horch, welch klagender Menschenlaut
Eint mahnend an mein Ohr?
Mein Aug' in der Ferne ein Lichtlein schaut,
Das blinkt aus dem Dunkel hervor.

Dem kleinen Haus ich näher schleich',
Aus dem es krübe scheint,
Und sehe durch's Fenster ein Weib, so bleich,
Die Augen rot — verweint.

Ein blaßes, leidendes Kind sie wiegt,
Daß endlich es schlummere ein.
Der Gram in ihren Bügen liegt,
Der Armut quälende Pein.

Da wird mir so schwer, so früh das Herz,
Mein Frieden ist zerschellt,
Ich schreite gramvoll heimalwärts,
Aufsteufend zum Sternengeft.

„O Reich der Nacht, so entbehrest auch du
Der tiefsten Leiden nicht!“ —
Es lächelt der Mond mir schmerzlich zu,
Der eben aus Wolken bricht.

Ein chinesisches Brief aus Berlin.

Mitgeteilt von Arthur Zapp.

Es ist gewiß allen Lesern bekannt, daß seit einer Reihe von Jahren eine chinesische Gesandtschaft in Berlin stationiert ist. Die Söhne des himmlischen Reiches führen keineswegs ein zurückgezogenes Leben in der deutschen Metropole, sondern voller Neugier gehen sie überall hin, um die Sitten und Gebräuche der guten Berliner kennen zu lernen.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Berlin besuchte der chinesische Gesandte einen Maskenball in dem bekannten Kroll'schen Etablissement, und in dem ersten Bericht, den er von Berlin aus an seinen Souverän sandte, beschreibt er, nachdem er erst einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt, die dort empfangenen Eindrücke und Erlebnisse. Durch einen glücklichen Zufall sind wir in den Besitz einer Abschrift dieses Briefes gelangt, und wir bringen nun in Nachstehendem eine wortgetreue Uebersetzung dieses interessanten Schriftstücks.

Großmächtigster, gnädigster Kaiser des glücklichen China!

Gewaltiger Walfisch im Ozean der Menschheit!

Strahlende Sonne der Weisheit und der Erkenntnis!

Der allerblindeste Knopf auf dem ältesten deiner Kleider, der letzte Nagel auf dem Hufeisen des schlechtesten deiner Pferde, dein allertüchtigster und gehorsamster Gesandter, der Vertreter deines mächtigen Reiches, naht sich kniend deinem erhabenen Throne, um zu dem Schatz deines unerschöpflichen Wissens ein Körnchen neuer Erfahrung hinzuzufügen.

Auf dein Geheiß habe ich das Land der Sitte und Erkenntnis, unser schönes China, verlassen, um in dem barbarischen Land, welches man Deutschland nennt, dich, hoher Gebieter, zu vertreten, sowie die Gebräuche und Gewohnheiten dieser Barbaren kennen zu lernen. Die Hauptstadt dieses Landes ist ungefähr halb so groß wie unser liebes Peking, und doch habe ich noch nicht einen einzigen Menschen in dieser ganzen Stadt gefunden, der chinesisches gesprochen hätte. Dabei besitzen diese Menschen den Dünkel, daß sie gebildet seien! Ist das nicht zum Lachen?

Als ich mit meinen Sekretären, Dolmetschern und Dienern hier eintraf, nahm ich in einem großen Hause Wohnung, in welchem man uns für Geld — Gastfreundschaft erwies. Dieses Haus nennen sie hier „Hotel Royal“. Du wirst dich, erlauchter Sohn des Himmels, über diese französische Bezeichnung eines deutschen Hauses wundern — aber das ist hier nichts seltenes. Ich habe an vielen andern Häusern ähnliche Namen gesehen, wie „Hotel de Russie“, „Maison rouge“ etc. Ueberhaupt scheint mir die deutsche Sprache noch sehr unausgebildet und wortarm zu sein, denn es ist mir wiederholt bei den Gesprächen der Eingeborenen aufgefallen, daß sie nicht selten für Dinge, für welche sie in ihrer Muttersprache keine Ausdrücke zu haben scheinen, Bezeichnungen aus fremden Sprachen, vornemlich aus der französischen, entnehmen. Du kannst daraus auf den niedrigen Kulturzustand dieses Volkes schließen. Dieser erhebt unter andern auch aus dem Umstande, daß bei ihnen der Kriegsruf für das höchste Lob und die Kriegertaste für die geachtetste gilt, während doch in einem Lande der Aufklärung und Bildung, gleich dem unsern, die Künste des Friedens, vor allem die Wissenschaften, im höchsten Ansehen stehen. Der gefeierte Mann ist hier ein alter General, welchen sie den „großen Schweiger“ nennen. Es scheint dies ein sehr hoher Titel zu sein — etwa wie bei uns „Pantoffel der Gotttheit“ oder „Sonnenschirm der Gerechtigkeit“, zu dem du mich erst jüngst zu ernennen die Gnade hattest.

Es ist erstaunlich, wie vielerlei Kasten es hier gibt. Die oberste ist, wie gesagt die der Krieger. Diese tragen als Kopfbedeckung (durch die Kopfbedeckung unterscheiden sich, wie mir scheint, die einzelnen Kasten von einander) einen hohen steifen Küber aus schwarzem Leder mit goldener Spitze. Dann kommt die sehr zahlreiche Klasse der „Mäte“ und „Geheimräte“, welche an ihren sehr unbequemen, hohen, schwarzen Kopfbedeckungen erkennbar sind, die wie kleine Schornsteine aussehen und die man hier „Cylinder“ oder auch „Augströhren“ nennt.

Eine andere Klasse ist die der sogenannten „Dienstmänner“, welche viel freie Zeit haben müssen, denn man sieht sie allenthalben müßig auf der Straße herumlungern. Dieselben tragen eine niedrige Kopfbedeckung aus rotem Tuch.

Es würde übrigens zu weit führen, alle Kasten dir hier aufzuzählen, und ich will nur noch die Klasse der Lakaien erwähnen, welche ihre Kopfbedeckung immer in der Hand tragen.

Du glaubst garnicht, o weitblickendes Auge des Weltalls, wie streng die Standesunterschiede hier inne gehalten werden und welchen lächerlichen und demütigenden Zeremonien sich hier ein Mann unterwerfen muß, wenn er mit einem anderen Manne, der einer höheren Klasse angehört, spricht.

Eine eigentümliche Sitte herrscht hier, über die ich herzlich lachen müssen. Wenn sich nämlich zwei Menschen auf der Straße begegnen, so nehmen sie ihre Kopfbedeckungen vom Haupte, schwenken sie mit der Hand beinahe bis auf die Erde und setzen sie dann wieder auf. Ich weiß nicht, was dieses lächerliche Gebahren bedeuten soll, — wahrscheinlich wollen sie sich dadurch gegenseitig auf ihren Rang aufmerksam machen.

Doch nun vernimm, o erhabenster aller Herrscher, welche wunderbaren Feste ich neulich beigewohnt habe. Ich ging nämlich eines Tages — es war um die neunte Abendstunde — mit meinem Privat-

sekretär in einem nahe der Stadt gelegenen Wald spazieren, den man hier wunderbarer Weise „Tiergarten“ nennt, obgleich doch immer bei weitem mehr Menschen als Tiere darin zu erblicken sind.

Ich hatte die stillen, um diese Zeit fast menschenleeren Wege des Tiergartens aufgesucht, um dem Lärm und Gewühl der Straßen zu entfliehen.

Da plötzlich gelangten wir in eine Allee, in der viele Wagen und Fußgänger sich bewegten, wie es schien, alle nach einem Ziel. Wir schlossen uns ihnen an, neugierig, wohin die Prozession führen würde. Nach ungefähr zehn Minuten kamen wir an ein großes hellerleuchtetes Gebäude, das, wie ich später erfuhr, den Namen „Bei Kroll's“ führte. Wir gingen mit den andern in das Haus und, nachdem wir an der Pforte einige Geldmünzen geopfert hatten, konnten wir einen großen schönen Saal betreten.

Eine bunte Menge wogte bereits in dem weiten Raume auf und ab. Doch merkwürdigerweise waren nur wenige Söhne des Landes in ihren geschmacklos geschnittenen, den Leib nur ungenügend bedeckenden schwarzen Kleidern (ich schließe von der übergroßen Sparsamkeit in der Verwendung des Tuches auf den Geiz der Deutschen) anwesend, sondern die auf- und abwandeln den Gestalten gehörten fremden Nationalitäten an. Es waren da Griechen, Perser, Türken, auch einiger unserer japanesischen Nachbarn wurde ich ansichtig, und denke dir, erhabenster Sohn der Sonne, meine Freude — im dichtesten Gewühl bemerkte ich sogar drei Chinesen. Zwar sah ich sofort, daß sie nicht den besseren Kasten angehörten, denn sie trugen höchstens vier bis fünf Unterleider, doch immerhin war ich sehr erfreut, so weit von der Heimat Landsleute zu finden, und ich schickte sofort meinen Begleiter zu ihnen, um zu erfahren, wann sie von zu Hause abgereist wären, wie sie hießen, was sie hier machten etc.

Doch denke nur, wie es meinem Sekretär erging. Als er die im Saale prominenten Chinesen in den süßen Lauten unserer Muttersprache anredete, da schüttelten sie erst befremdet die Köpfe und schließlich entfernten sie sich mit gemeinem, unschuldigen Gelächter. Es wurde mir alsbald klar, daß die als Chinesen gekleideten Personen in Wahrheit keine Landsleute waren, sondern Betrüger, die nur, um die einfältigen Europäer irgendwie zu betrügen, sich für Chinesen ausgaben.

Um meinen Aerger über diesen Vorfall zu vergessen, sah ich weiter dem bunten Treiben zu.

Zahlreiche nur notdürftig bekleidete Frauen gingen umher, die alle Augenblicke an dem Arm eines andern Mannes hingen und recht freundliche Blicke umherwarfen. Ich muß daraus schließen, daß hier Vielmännerei üblich ist. Es herrschte überhaupt bei jenem Feste ein überaus ungenirtes Ton. Die in großer Anzahl erschienenen Fremden bewegten sich sogar bunt durcheinander, sprangen, lachten und scherzten. Besonders fielen mir auch verummte Personen auf in langen, blauen, grünen und gelben Gewändern, die sich gegenseitig heimlich etwas zuzüsterten. Es schienen mir dies Geheimpolizisten zu sein, die bei solchen Gelegenheiten die Stimmung des Volkes ausforschen. Wie ich hörte, nennt man diese Polizeispione hier „Dominos“.

Doch mit der Zeit, als wir, mein Begleiter und ich, so im Saale hin- und hergingen und in unserer Sprache über dies und jenes Bemerkungen machten, erregten auch wir Aufmerksamkeit. Ein dichter Knäuel von Menschen bildete sich um uns. Neugierig starrten sie uns an, redeten uns auch ohne weiteres an und einer trieb die Vermessenheit sogar so weit, an meinem prächtigen langen Zopf zu zupfen. Wir, dem Gesandten des Reiches der Mitte, solchen Schimpf anzutun!

Wäre das in der Heimat geschehen, ich hätte dem Unverschämten eine tüchtige Bastonade geben oder ihn mit hölzernen Sägen zersägen lassen. Doch hier in der Fremde mußte ich das ruhig erdulden, mich im stillen über die Roheit der Barbaren ärgern, welche Fremde in solcher Weise behandeln.

Gegen das Ende des Festes begannen einige Männer Faustkämpfe aufzuführen, was ich für den üblichen Schlusseffekt der Festlichkeit hielt und woran ich mich nicht wenig ergötzte. Doch die anderen Festteilnehmer schienen das für eine Neuerung anzusehen, die man nicht dulden dürfe, denn alsbald erschienen bewaffnete Leute, welche die Kämpfenden trennten und mit sich nahmen. Als diese Männer den Saal betraten, erscholl der allgemeine Ruf: „Haut ihm! Haut ihm!“ Ich weiß nicht, was diese Worte auf chinesisches zu bedeuten haben, wahrscheinlich waren es Worte des Willkommens, mit denen man die Leute begrüßte.

Das Fest, dessen detaillirte Beschreibung ich dir in obigem gegeben habe und das alljährlich hier im Winter gefeiert wird, hat einen vielfachen Zweck. Erstens will man auf diese Weise die Gewerbe unterstützen, denn alle Teilnehmer müssen in schönen kostbaren Gewändern erscheinen, zweitens werden hier die Bekanntschaften zwischen Männern und Frauen vermittelt. Es ist dies eine Art Heiratsmarkt.

Die Jungfrauen holen sich hier Männer, die sie teils für ihr ganzes Leben, teils auch kürzere Zeit behalten, und die bereits verheirateten Frauen gewinnen sich zu ihrem Mann noch einen zweiten. Einen solchen Mann nennen sie dann den „Hausfreund“.

Im ganzen scheinen mir solche Feste eine durchaus empfehlenswerte Institution zu sein, und vielleicht gefällt es dir, weiser und mächtiger Herr, dergleichen Feste auch bei uns einzuführen

Unsere Illustrationen.

Ein kritischer Augenblick. (S. 495.) Das vielgepriesene „Schiff der Wüste“, das Kamel, wird von manchen Zoologen als Ausbund aller tierischen Tugenden gefeiert, so daß sie förmlich für dasselbe zu schwärmen scheinen. So z. B. schreibt der berühmte Masius: „Häßlich bis zur Monstrosität würde es doch allein schon den sinnigen Menschen zum Glauben an eine göttliche Weltordnung nötigen können, denn es gibt kein Tier, an dem die Prädestination, welche jedem Geschöpfe Lebensart und Lebenszweck weise beschied, augenfälliger hervorträte.“ Dieser kamelhafte Beweis für das Dasein einer weisen Vorsehung ist gewiß einzig in seiner Art, höchstens kommt ihm noch derjenige nahe, den Professor Jäger neuerdings geleistet hat, der durch eine eigenartige Note am Abendhimmel vom ateistischem Saulus zum gottgläubigen Paulus verwandelt worden sein will und, laut seines neuesten Manifests, an die große Gemeinde derer, die nicht alle werden und mit denen Götter selbst vergebens kämpfen, das allein selig, jedenfalls ihn zum reichen Mann machende Volkregime unter das Patronat des Himmels gestellt hat. Da Herr Jäger nunmehr sich zum Apostel der Kamelhaare aufgeworfen hat, so besteht vielleicht zwischen den beiden beweiskräftigen heidnischen Argumenten eine gewisse Wahlverwandtschaft. Hören wir, wie Masius das Kamel charakterisiert. „Es erträgt langen Hunger und noch längeren Durst und sein fleischiger Fuß schreitet mit bewundernswürdiger Gleichmäßigkeit und Leichtigkeit über die Sandfläche, ohne je zu versinken. Sein Instinkt leitet es durch die Wildnis, es findet, ohne zu irren, die Spur mitten in den ewig wandernden und sich verwandelnden Staubhügeln; sein Geruch saugt aus weiter Ferne den Dunst des Wasserbrunnens, sein Ohr hört den Räuber, der nächtlich die Karawane umschleicht, sein Magen und sein Höder sparen ihm Nahrung auf für die Tage des Hungers und Durstes. Es ist eben ganz und gar zum Lasttragen und Entbehren geschaffen. Aber es könnte diese Beschwerden nicht ertragen, gesehlt sich nicht zu seiner Kraft eine gleich bewundernswürdige Geduld. Es erschien deshalb schon den Kirchenvätern als ein Symbol der Langmut und Ergebung“ u. s. w. mit Grazie in infinitum. Stellen wir dieser Schilderung die des viel zuverlässigeren Brehm (der nicht anderen nachgeschrieben, sondern selbst beobachtet hat) gegenüber: „Im ganzen muß man das Kamel als ein sehr stumpfsinniges Geschöpf betrachten. Nicht viel günstiger fällt die Beurteilung der geistigen Eigenschaften aus. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Kamel wahrhaft überraschende Fähigkeiten besitzt, einen Menschen ohne Unterlaß und in unglaublicher Weise zu ärgern. Ich kenne kein Tier, welches ihm hierin gleichkäme. Ihm gegenüber ist ein Ochs ein höchst achtungswertes Geschöpf, ein Maultier, welches sämtliche Untugenden aller Vastarde in sich vereinigt, ein überaus gefittetes, ein Schaf ein sehr kluges, ein Esel ein entschieden liebenswürdiges Tier. Dummheit und Bosheit sind gewöhnlich Gemeingut; wenn aber zu ihnen auch noch Feigheit, Störigkeit, ewig schlechte Laune, Starr- und Murrköpfigkeit, entschiedener Widerwille gegen alles Vernünftige, Gehässigkeit oder Gleichgültigkeit gegen den Pfleger und Wohlthäter und noch hundert andere Untugenden kommen, welche ein Wesen sämtlich besitzt und mit vollendeter Fertigkeit auszuüben versteht, kann der Mensch, welcher mit solchem Vieh zu tun hat, schließlich rasend werden. Der Araber behandelt seine Haustiere wie seine Kinder; aber das Kamel bringt ihn zuweilen in namenlosen Zorn. Dies begreift man, nachdem man selbst vom Kamel abgeworfen, mit Füßen getreten, gebissen, in der Steppe verlassen und verhöhnt worden ist, nachdem einen das Tier tage- und wochenlang stündlich mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit und Ausdauer garrert, nachdem man Vesperung- und Zuchtmittel, sowie Befehrsversuche aller Art vergeblich gebraucht, alle die elektrische Spannung der Seele abflühenden Flüche nutzlos ausgestoßen hat. Daß das Kamel in einer Weise ausdünstet, welche den Bodsgestank als Wohlgeruch erscheinen läßt, daß es das Ohr durch sein Gebrüll ebenso martert wie die Nase durch seinen Gestank oder das Auge durch den Anblick seines unglücklich dumm aussehenden Kopfes auf dem langen Straußenhalse, ist es nicht, was es in meinen Augen so tief stellt, sondern daß es mit Bewußtsein dem Willen seines Herrn jederzeit entgegenhandelt. Die einzige Eigenschaft, in welcher das Kamel groß ist, dürfte seine Frechheit sein; in ihr gehen alle geistigen Eigenschaften unter. Seine häßlichste Untugend aber ist seine Störigkeit. Man muß ein Kamel tagelang geritten haben, um diese Untugend in ihrer ganzen entsetzlichen Ausdehnung kennen gelernt zu haben. Mit einem Wort, das Kamel steht an Adel hinter sämtlichen übrigen Haustieren zurück.“ So Brehm, der Kamelophobe, über den plastischen Beweis für die Prädestination seitens des Kamelophilen Masius. Einen Beweis seiner Feigheit gibt das Kamel auf der interessanten Szene unseres Bildes. Kaum hat es den gewaltigen Kopf des Königs der Wildnis erblickt, der hinter einem majestätischen Berg auf Beute lauert, so stürzt es nieder, seine Reiter, eine Mutter mit zwei Kindern, schnöde abwerfend. Die Gefahr ist groß, doch die Rettung ist nicht fern. Der tapfere Almanzor sprengt auf mutigem Klappen herbei und sobald sich Seine Majestät mit mächtigem Sez auf die Wehrlosen gefürzt haben wird, macht ihr sein Damaszener mit wuchtigem Hieb den Garaus.

St.

Hans Sachs. (Seite 499.) Unser nüchternes und fast ganz im Kampf ums Dasein aufgehendes Zeitalter kann sich kaum einen Begriff machen von dem Leben und Treiben jener Periode, da in den deutschen Städten der Meistergesang in Blüte stand. Der ehrsame Bürger

und Handwerksmeister jener Zeit beschränkte sich keineswegs darauf, am Tage seinem Gewerbe obzuliegen und Abends etwa beim Krug Bier oder Wein über die „Zeitläufte“ zu kennegeiern,

„wie hinten, weit in der Türkei
die Völker auf einander schlagen.“

sondern es war überall ein reges Interesse für die Schöpfungen der holden Muse der Poesie lebendig geworden. In besonderen Vereinen taten sich die Meisterfänger zusammen, um die lyrische Poesie zu pflegen, teils durch Abfassung und Vortrag eigener Lieder, teils durch poetische Wettkämpfe. Anfangs, noch im 14. Jahrhundert, wurde der Meistergesang noch vom Adel gepflegt; allein schon unter Heinrich Frauenlob finden sich zu Mainz bürgerliche Meisterfänger und später geht der Meistergesang ganz auf den Handwerkerstand über, um von dessen Korporationen gepflegt zu werden. Die meisten Schulen der Meisterfänger gingen schon im 17. Jahrhundert ein; einzelne Schulen dauerten bis in unser Jahrhundert fort und in den dreißiger Jahren soll der Meistergesang zuletzt in Ulm gepflegt worden sein.

Der Meistergesang, in welchem ursprünglich frische Kraft und jugendliches Leben sprudelte, artete bald innerhalb der verknöcherten Zünfte und Zünungen zu trockenen und starren Formen aus; es war geist- und gehaltlose Keimerei geworden und die Wettgeänge blieben ohne allen Wert. Zweifellos haben die Meisterfängerschulen indes ihr gut Teil dazu beigetragen, im Handwerkerstande Bildung und Sinn für die Kunst zu verbreiten. Man denke sich, es würde dem heutigen Handwerkerstum zugemutet, in seinen Mußestunden Verse zu machen und sie in Vereinen im Gesang vorzutragen! Wir sind gewiß keine Verehrer abgestorbener mittelalterlicher Formen, aber gerade die Blüte des bürgerlichen Meistergesangs beweist uns, daß es eine Zeit gab, da der Materialismus des täglichen Lebens, die Sorge um das tägliche Brot noch nicht die Liebe zur Poesie in den weitesten Volksteilen ertötet hatte.

Wie mächtig bildend und fördernd Meisterfänger-Genossenschaften auf ihre Zeit einwirkten, beweist allein schon die Tatsache, daß aus ihnen ein Mann hervorgehen konnte, wie der berühmte Hans Sachs von Nürnberg. Hans Sachs, geboren 1494 zu Nürnberg als Sohn eines Schneidermeisters, erhielt seine erste Bildung in einer sogenannten lateinischen Schule und wurde — Schuhmacher. Auch das trifft man heute nicht, und man sieht daraus, daß wir eben nicht in allen Punkten vorgeschritten sind. Beim Leineweber Kunnenbeck erlernte Hans Sachs die edle Kunst des Meistergesangs, die seinen Sinn für Dichtung aller Art weckte und sein Talent in Tätigkeit setzte. Bald war Hans Sachss Name als Dichter und Meisterfänger weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus bekannt. Das hinderte ihn aber nicht, auf dem Dreibein zu sitzen und fleißig Friem und Pechdraht zu handhaben, wie der bekannte aber triviale Knittelvers besagt:

„Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu.“

Trotz der Anstrengungen eines damals sicher noch mit primitiven Mitteln arbeitenden Berufs ist Hans Sachs der fruchtbarste aller deutschen Dichter; sein anderer kommt ihm an Produktivität auch nur annähernd gleich. Als er 74 Jahre alt war, suchte er zusammenzustellen, was er alles geschrieben habe, und er fand, daß er beinahe 5000 Meistergeänge, über 200 Komödien, Tragödien u. s. w. und etwa 1700 Gespräche, Schwänke, Fabeln zc. gedichtet. Da Hans Sachs bis an sein Lebensende dichtete — er starb 1576, also im 82. Jahre — so kam noch manches hinzu. Seine Werke erschienen in drei Folianten, denen sich nach seinem Tode noch zwei anschlossen, die aber zusammen noch nicht ein Drittel von dem bilden, was Sachs alles geschrieben hat. Alles andere liegt in Handschriften in verschiedenen Archiven begraben. Aus dem, was in die Dessenlichkeit gedrungen, ersieht man, daß man es mit einem Dichter zu tun hat, dessen Phantasie, Witz, Humor und Frische unerschöpflich sind. Hans Sachss Ruhm war im 18. Jahrhundert beinahe untergegangen, als ihn Goethe mit dem Gedicht: „Hans Sachss poetische Sendung“ aufs neue auffrischte. Heute wird er da, wo man ihn kennt, nach Verdienst gewürdigt; leider ist unsere Jugendbildung noch derart, daß die Jugend weit mehr über die Poeten der alten Römer und Griechen unterrichtet ist, als über einen großen Teil unserer besten nationalen Dichter.

Unser Bild stellt eine bekannte Szene aus der großen Richard Wagner'schen Oper „Die Meisterfänger“ dar, wie Hans Sachs sich mit Eva bespricht. Man darf dem Dichter-Komponisten, was man auch sonst von ihm halten möge, dafür dankbar sein, daß er mit seinem großartigen Musikdrama uns ein lebendiges und getreues Bild jener interessanten Zeit geschaffen hat.

In neuerer Zeit sind mehrere Lustspiele von Hans Sachs, namentlich das überaus gelungene Stück „Das Narrenschneiden“, von Vereinen wieder aufgeführt worden. Der Witz und der Humor des alten nürnbergischen Meisterfängers haben aufs neue die allgemeine Bewunderung erregt, und wir wollen hoffen, daß das moderne Deutschland immer mehr Verständnis für die Kunst und den Geist seiner eigenen und so trefflichen alten Meister gewinnen wird. Ist doch der Meisterfänger und Handwerksmeister Hans Sachs eine Erscheinung, an die jeder Deutsche mit Stolz und Vergnügen denken kann, wenn ihm im „Bratwurstglocklein“ zu Nürnberg der Humper gezeigt wird, aus dem Hans Sachs einst getrunken.

A. T.

Der Strauß. (S. 503.) Dieser große Vogel gilt heute als ein ziemlich dummes Tier, und man sagt von ihm, daß er, wenn er sich verfolgt fühle, seinen Kopf in den Sand stecke und sich dann vor seinen Feinden verborgen glaube. Dem ist indessen nicht ganz so, denn der Strauß wartet seinen Verfolger keineswegs mit dem Kopfe im Sande ab; er hat nur die Gewohnheit, nicht in die Ferne, sondern im Kreise um seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort herum zu fliehen. Dadurch wird die Jagd auf ihn wesentlich vereinfacht; indessen entwickelt der Strauß bei solchen Gelegenheiten doch eine solche Schnelligkeit, daß die Beduinen ihre besten Pferde nehmen müssen, wenn sie ihn einholen wollen. Die Alten hielten diesen Vogel nicht für dumm; eine Straußenfeder galt als Symbol der Wahrheit, weshalb auch die sonderbare ägyptische Gottheit Thot, der Mondgott mit dem Bischof, neben der Mondscheibe eine Straußenfeder in der Hand trägt. Die Mitglieder des höchsten ägyptischen Gerichtshofes trugen das Symbol der Wahrheit, die Straußenfeder, auf dem Kopf, woraus man allerdings nicht schließen darf, daß bei der allegorischen Justiz die Wahrheit das allein Maßgebende gewesen sei. Schön sieht der Strauß im übrigen auch nicht gerade aus. Der kleine flache Kopf mit dem dicken kurzen Schnabel sitzt auf einem sehr langen Halse. Der Kopf, der Hals und die dicken plumpen Schenkel sind nur mit einem ganz leichten Flaum bedeckt; den Körper aber überwallt ein starkes Gefieder, das namentlich beim Männchen sich zu wahrhafter Pracht entwickelt. Die Straußensfedern dienen schon in alter Zeit als Schmuckgegenstand; später waren sie eine beliebte Helmszier und heute schmücken sie hauptsächlich die Kopfbedeckungen des schönen Geschlechts. An den Füßen des Straußes befinden sich nur zwei, aber sehr starke Zehen. Diese Tiere, die sich meistens von Pflanzen nähren, in deren Wagen man aber gewöhnlich auch eine Menge von unverdaulichen Stoffen, Steinen, Metallstücken u. s. w. vorfindet, leben in großen Massen zusammen in den Steppen und Wüsten von Afrika und auch in Asien. Nach den Mitteilungen von Reisenden ist der Strauß in den Steppen im Innern Arabiens gar keine seltene Erscheinung. Auf ein Männchen kommen beim Strauß zwei, drei, vier oder auch fünf Weibchen. Das Nest befindet sich in einer Art von Grube oder Mulde in der Erde, wo sich mehrere Weibchen aufhalten können. Ein Weibchen legt etwa zwölf Eier. Das Brutgeschäft überläßt man bei Tage den Sonnenstrahlen, Nachts brütet meistens das Männchen. Nach 65 Tagen kriechen die Jungen aus. Der afrikanische Strauß wird bis zu 3 Meter hoch und 2,5 Meter lang; der südamerikanische dreisehige Strauß (Rindus) ist kleiner. Fliegen können diese Tiere mit ihren kurzen Flügeln gar nicht; sie rennen aber so rasch wie die schnellsten Pferde. Man hält es für möglich, den Strauß nach Europa, z. B. nach Dalmatien zu verpflanzen, und es haben auch diesbezügliche Versuche stattgefunden, über deren Resultate uns indessen nichts Näheres bekannt ist. In Afrika wird, was von den Tieren verwendbar, tüchtig und gewissenhaft ausgenutzt; wie beim Kamel, so auch beim Strauß. Die Federn werden schneud, das Fleisch und die Eier werden gegessen, letztere auch von den Ansiedlern im Kapland als Naturalabgabe eingeliefert, und aus der Schale Trinkgefäße gemacht. Straußenbutter ist ein Gemisch aus Straußenblut und Straußenfett. Das Fell wird zu Leder gegerbt. Im alten Rom, wo man auf die unsinnigsten Lederereien versiel, wurden am kaiserlichen Hofe auch Straußengehirne gegessen. Die Jagd auf den Strauß, ein Hauptvergnügen für die Beduinen, wird auf eine sehr grausame Weise betrieben. Sobald der Jäger das im Kreise fliehende Tier erreicht, schlägt er es zu Boden und durchschneidet die große Halsader, damit es sich derblutet. Damit das Blut aber nicht zu reichlich ströme und die schönen Federn verderbe, wird dem Tier eine Zehe abgeschnitten und in die Wunde gesteckt. So muß der Strauß langsam verbluten. Der Strauß ist ein im ganzen harmloses Tier; nur wenn er in seinem Nest angegriffen wird, verteidigt er sich sehr hartnäckig. Wir sehen diese Tiere viel in den zoologischen Gärten; sie pflanzen sich auch in der Gefangenschaft mit Leichtigkeit fort. Einige Länder verdanken der Ausfuhr von Straußensfedern ein schönes Einkommen, vor allen das Kapland in Afrika, Uruguay und Argentinien in Südamerika. W. B.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Vorteile der Bienenzucht. Obschon die Ausdehnung und Hebung der Bienenzucht in den letzten Jahrzehnten im preussischen Staate, speziell in der Provinz Hannover, bedeutend zugenommen hat, wodurch dem Lande durch Mehrproduktion von Honig und Wachs nicht allein manche Genüsse erwachsen und pekuniäre Vorteile erreicht sind, sondern auch sonst nicht einträgliche Blüten verwertet sind, so hat dieselbe doch noch längst nicht die Ausdehnung erreicht, zu welcher sie gekommen sein sollte und zu welcher sie fähig ist. Denn es ist mit der bisherigen Bienenzucht noch nicht erreicht, daß soviel Honig und Wachs in Deutschland erzeugt als verbraucht wird. Es werden immer noch tausende von Zentnern Wachs und Honig aus dem Auslande bezogen, welche ganz gut im Inlande produziert werden könnten; es wäre möglich, noch ein bedeutendes Quantum auszufuhren, ohne daß durch Vermehrung der Bienen für dieselben ein Futtermangel eintreten würde. Es gehen alljährlich noch mehrere Millionen Mark für Wachs und Honig ins Ausland. Außer diesem erwähnten, durch vermehrte Bienenzucht erreichbaren Vorteil bringt sie noch einen zweiten Vorteil, welcher haupt-

sächlich den Land- und Gartenbauern zugute kommt. Nach vielen Beobachtungen hat sich herausgestellt, daß die Bienen bei dem Befruchtungsprozeß der Pflanzen eine sehr wichtige Rolle spielen; denn man hat gefunden, daß bei vielen Pflanzen getrennten Geschlechts, bei welchen der Blütenstaub von Pflanze zu Pflanze getragen werden muß, in den meisten Fällen keine Befruchtung stattfindet, wenn solche nicht durch das Besiegen von Bienen oder andern, Honig und Blütenstaub sammelnden Insekten vermittelt wird. Zu dieser Ueberzeugung gelangte man am sichersten durch Beobachtungen, welche man bei Pflanzen anstellte, die im geschlossenen Zimmer oder im Treibhause sich befanden, die daselbst wenig oder gar keinen Samen brachten, denselben aber in Menge ansetzten, sobald man ein Fenster öffnete und die Pflanzen von Bienen u. dergl. besuchen ließ. Ferner sind Beobachtungen gemacht worden, daß Obstbäume und andere Gewächse, welche in der Nähe von Bienenständen sich befanden, stets mehr und bessere Früchte lieferten, als solche, die von Bienenständen weiter entfernt waren und deren Blüten nicht so stark von den Bienen besucht wurden. Mögen diese Winke Beachtung finden und dazu veranlassen, auch zur Vermehrung und Hebung der Bienenzucht mitzuwirken.

Um taustlüssiges Baumwachs zu erhalten, welches außerordentlich schön ist, nehme man folgendes: 2 Teile weißes Bch, 2 Teile gelbes Wachs, 3 Teile virginischen Terpentin, zu ca. 1/2 Pfund dieser Mischung für etwa 5 Pf. Baumöl, sowie etwas Spiritus, der zugezset wird, wenn die Teile zusammen geschmolzen sind. Damit der Spiritus nicht verflücht, so ist das Wachs in einem geschlossenen Gefäß aufzubewahren; nach dem Gebrauch wird es hart und hält mehrere Jahre.

H. Hagen, Landmann (Hrenlohe, Holstein).

Aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege.

Bakterien und Algen auf Goldmünzen. Das größere Publikum ist schon längst davon unterrichtet, daß Gegenstände, welche viel von Hand zu Hand gehen, unter Umständen für die Gesundheit recht verhängnisvoll werden können, weil sie von jedem, und so auch von den Kranken, etwas annehmen, was gleich einem Fermente weiter wirken und Veranlassung geben kann zu Krankheiten, deren Ursache dann kaum noch zu erraten ist. Von alten Kleidern ist das auch ohne ärztliche Beobachtung dem Volke längst bekannt gewesen, aber diese ärztliche Beobachtung hat doch die Sache derartig erweitert, daß man gelegentlich der neueren Cholera-Epidemien imstande war, den Pfad der letzteren, mit v. Pettenkofer, nach den getragenen Kleidern zu verfolgen. Ebenso hat man auf viel gelesene Bücher, namentlich der Leihbibliothek, als auf Gegenstände hingewiesen, die nur zu sehr dazu geeignet sind, allerlei Krankheiten zu verbreiten, die aus Ansteckung durch Spaltpilze leicht hervorgehen. Es ist uns darum niemals zweifelhaft gewesen, daß selbst in die Geldmünzen in die Reihe dieser Krankheitsverbreiter zu rechnen seien; um so weniger, als man nur zu häufig erlebt, wie Unwissende dergleichen Münzen sogar zwischen Lippen und Zähne bringen. Wir wollen garnicht davon sprechen, daß nach alter Ueberlieferung unter Geldleuten die Kassirer die kürzeste Lebensdauer haben sollen. Sicher ist ja, daß auch das Papiergeld nach langem Gebrauche ein Gegenstand wird, den man oft nicht mehr in die Hand zu nehmen wagt. Schließlich haben sich nun auch Geldmünzen als hierher gehörig entpuppt, und ein sehr bekannter Mikroskopiker ist es, welcher uns die Tatsache lehrt, Dr. Paul F. Reinsch in Erlangen. Derselbe war so gütig, uns einen Aufsatz darüber mitzuteilen, den er soeben in Nr. 9 der botanischen Zeitschrift „Flora“ hat drucken lassen, und da selbige nur den Botanikern von Fach zugeht, so ist es für uns um so angezeigter, überraschend, als ihr Entdecker, durch einen zufälligen Umstand zur mikroskopischen Untersuchung einer kleineren Silbermünze veranlaßt, die frappante Beobachtung zahlloser Bakterien und auch einzelliger Algen in den dünnen Krusten machte, welche sich durch ununterbrochenen Gebrauch auf der Oberfläche der Münzen zu bilden pflegen. Was Reinsch fand, ist folgendes. Bei gewöhnlicher Vergrößerung (also einer 250 bis 300 maligen) bemerkte er zunächst ein Gemengel größerer oder kleinerer Körnchen, Stüchchen von Fasern, Fetzklügelchen, insbesondere aber aus Stärkekörnchen gebildeter Massen, dazu zahllose bewegliche winzige Körperchen, „deren Beweglichkeit anfänglich nur die bekannte lebhafteste bakterioide Bewegung übergeht.“ Unter stärkerer Vergrößerung treten die Bakterien deutlich hervor und zeigen sich in verschiedenen Formen: stabförmige mit oszillirender (vibrionischer) oder spiraliger (spirillischer) Bewegung und kugelförmige (mikrokokkische) mit der eigentümlich tanzenden Oszillation. Bisweilen traf er beide Formen auf einer und derselben Münze zusammen, während sie sonst meist getrennt vorkommen; die kugelförmigen bilden jedoch stets die Hauptmasse. Von Algen fand der Beobachter auf deutschen, österreichischen, ungarischen, italienischen und nordamerikanischen älteren Silber- und Bronzemünzen zwei ganz bestimmte und beständige Formen: einen winzig kleinen Chroococcus und eine einzellige Alge, „welche eher mit Palmella-, als mit Phytochrom-Algen verwandt ist.“ Ersteren nennt er Chr. monstarum, letztere Pleurococcus monstarum. Diese Algen-Formen finden sich aber nicht auf jüngeren Münzen. Außerdem vermischen sich diese Organismen mit unentwickelten Pilz-Hyphen (Fäden) und Sporen von Schimmel- und Staub-

pflanzen. Das ist gerade so viel, daß die Eingangs berührten Mittelungen nur zu drastisch bestätigt werden. Sicher eine graufige Symbolik, daß sich selbst an das Geld unmittelbare Gefahren knüpfen, von denen wir bis jetzt keine Ahnung hatten. (Natur.)

Ueber die Einwirkung des Klimas auf den Haarwuchs ist man im allgemeinen so weit unterrichtet, daß man der Wärme schon im bürgerlichen Leben einen beträchtlichen Anteil einräumt, indem man zur Sommerzeit Nägel und Haare schneller, wie im Winter wachsen sieht. Aber sicher hat man keine Vorstellung davon, wie weit dies in gewissen heißen Ländern gehen kann. In dieser Beziehung überrascht uns der berühmte russische Reisende Pischewalsky mit Beobachtungen, die er in bezug auf unser Thema in Zentral-Asien, und zwar in der Samai-Wüste, auf seiner dritten zentral-asiatischen Reise zu machen Gelegenheit hatte. Es war im Juni, wo sich hier der Boden am Tage bis auf $+ 62,5^{\circ} \text{C.}$ ($+ 49,6^{\circ} \text{N.}$) erhitzte, während man im Schatten $+ 35^{\circ} \text{C.}$ ($+ 28^{\circ} \text{N.}$), um 8 Uhr Abends noch $32,5^{\circ} \text{C.}$ ($+ 26^{\circ} \text{N.}$) hatte. Diese Hitze war so groß, daß sie den Marsch bei Tage gänzlich unmöglich machte. Selbst zur Nacht wehten noch überaus heiße Winde. Unter einer solchen Glut, die natürlich eine große Trockenheit der Luft mit sich führte, beobachtete der Reisende zu seiner eigenen Verwunderung, daß sämtlichen Mitgliedern der Expedition Haare und Bart auffallend rasch wuchsen. Das seltsamste aber war, daß den jugendlichen Kosaken, welche noch mit glatten Milch-Gesichtern in die Wüste gekommen waren, plötzlich ein Bart wuchs. Ob auch andere Reisende in heißen Ländern Ähnliches beobachtet? (Natur.)

Für unsere Hausfrauen.

Für absonderliche Geschmackrichtungen haben unsere Hausfrauen auch manchmal Sorge zu tragen. Darum lassen wir hier zwei Rezepte folgen, denen auch die wählerischsten unter den geehrten Hausfrauen den Reiz des Ungewöhnlichen nicht bestreiten werden.

1. Schnecken zu dämpfen. Nachdem die Schnecken gut gewaschen und $\frac{1}{4}$ Stunde in Salzwasser gekocht und dabei gut abgeschäumt worden, werden sie aus den Häusern genommen und in folgender Sauce eine Stunde lang gedämpft (gedünstet): Butter, Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Petersilie, Borbeerblätter und Gewürznelken. Die Spanier setzen unter Weglassung des Pfeffers etwas Chokolade der Sauce zu, was manchen Feinschmeckern besonders zusagt. — Eine andere Art der Zubereitung besteht in folgender: die gut gewaschenen und in kochendem Wasser getöteten Schnecken werden mit einer Spindnadel aus den Gehäusen geholt und gereinigt und wieder in die zuvor gut gereinigten Häuschen nebst etwas Sardellenbutter oder nur Butter, feingehackte Petersilie, Pfeffer und Salz getan und im Backofen gebraten. (Sardellenbutter besteht aus 1 Teil frischer Butter und $\frac{1}{2}$ Teil gewaschenen, ausgegräteten und fein zerstoßenen Sardellen innigst gemengt.) — Auch als Schneckenalat sind die gar gekochten Schnecken mit Del, Essig, Pfeffer, Salz und Zwiebeln sehr beliebt in Spanien und anderwärts.

2. Zubereitung der Schnecken in Spanien. Die herumkriechenden Schnecken werden in einen Topf oder sonstigen Behälter eingesperrt und darin 14 Tage ohne Nahrung belassen, darauf gut gewaschen und in einem flachen Gefäße mit den Deckungen nach oben neben einander gelegt und mit starkem Essig begossen. Nachdem sie $\frac{1}{4}$ Stunde im Essig gelegen, werden sie gut abgewaschen und von dem ausgetretenen Schleim befreit und $\frac{1}{2}$ Stunde lang in Salzwasser gekocht und gut abgeschäumt. Darauf wird jede einzelne Schnecke mit warmem Wasser ab- und ausgewaschen und mit einer extra zu servierenden Suppe warm aufgetragen. Mit einer schmalen Gabel oder auch mit einem zugespitzten Hölzchen wird die Schnecke aus dem Häuschen geholt, in die Sauce getaucht und mit großem Appetit verspeist. Anstatt der Sauce nimmt man auch Olivenöl, Essig, Pfeffer und Salz. (Bundgrube.)

Feuersichere Stärke für Kleidungsstücke und Wäsche. Die Feuersicherheit der weiblichen Garderobe versucht man zwar jetzt durch zahlreiche Präparate zu beseitigen, doch pflegen alle derartigen erst besonders vorzunehmenden Behandlungsweisen, auch wenn sie noch so einfach sind, erfahrungsgemäß nicht in die große Masse einzudringen, und

da ist es nun als ein großer Fortschritt anzusehen, daß man jetzt eine Stärke erfunden hat, welche bei dem ohnedies vorzunehmenden Stärken der gerade am leichtesten zu entzündenden Kleidungsstücke gleichzeitig letztere vollkommen unverbrennlich macht. Diese Stärke kann sich, wie das Patentbureau von N. Lüders in Görlitz mitteilt, jeder folgendermaßen herstellen: 10 Teile pulverisirte Knochenasche werden mit 50 Teilen heißen Wassers begossen und 6 Teile Schwefelsäure hinzugefügt. Das Ganze läßt man zwei Tage an einem warmen Orte stehen und rührt es gelegentlich einmal um. Hierauf werden 100 Teile desfiltrirten Wassers zugefügt und die Flüssigkeit abfiltrirt. Zu letzterer gebe man 5 Teile Bitteralz, die in 15 Theilen Wasser aufgelöst sind, und soviel Ammoniak, bis der Geruch desselben vorherrscht. Es schlägt sich jetzt ein weißes Pulver nieder, das man in einem Lappen ausdrückt, trocknet und pulverisirt. Will man nun das Stärken der Wäsche vornehmen, das in üblicher ganz in der üblichen Weise ausgeführt wird, so nehme man zu 6 Theilen gewöhnlicher Stärke 2 Teile des erhaltenen weißen Pulvers und 1 Teil wolframsaures Natron. Diese „feuersichere Stärke“ wird sich nur unwesentlich teurer stellen, als die gewöhnliche präparirte Stärke; sie läßt sich beliebige Zeit aufbewahren und bietet hinreichende Sicherheit. (Centralblatt für die Textilindustrie.)

Schwarze Spitzen aufzufärben. Für 10 Pf. Braunpohn, 5 Pf. Seifenwurz und 3 Pf. Leim werden in $\frac{2}{3}$ Liter Wasser bis auf $\frac{1}{2}$ Liter eingekocht und dann die Flüssigkeit abgegossen. Den zu färbenden Stoff breitet man auf ein glattes Brett aus und bürstet denselben mit der kalten Farbe vorsichtig, bis es Schaum gibt. Dann läßt man ausbreitet und sorgfältig ausgezupft auf dem Brette liegend trocknen. Andere Stoffe, wie Barege oder leichte schwarze Kleiderstoffe, kann man auf dieselbe Weise wie neu herstellen; man hängt dieselben nah zum Trocknen auf. Beides, Spitzen wie Kleiderstoffe, werden trocken geplättet. Die gekochte Farbe kann man zum beliebigen Gebrauch ohne Nachteil in Flaschen aufbewahren.

Zweifelhige Charade.

Mein Erstes findest du im Wald und auf der Flur,
Vielleicht schon folgest du mordgierig seiner Spur.
Ein gutes Zweites hättest du dann gar gern mit mir getan,
Wenn ich als scheinus Ganze nicht entronnen deinem Rahn. E. A.

Rösselsprung.

stert	hel	ten	un	es	und	den	tacht
stim	res	flü	mit	wol	her	o	bricht
ten	auf	ler	und	ter	aus	der	drein
fran	me	mee	den	doch	den	mond	noch
ver	stl	gen	so	ner	mond	ein	auf
spricht	de	ist	der	wo	ge	und	der
dem	lebt	die	je	gen	nür	her	dich
ist	er	an	und	nacht	ter	und	risch

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fort.) — Der Frühling der tropischen Zone. Von Realschullehrer D. Lehmann. — Der Somnambulismus. Von Karl du Prel. (Fortsetzung.) — Georg Friedrich Kolb. Von B. Bloß. — Am Bodensee. Eine kleine Erzählung von Hans Flug. — Unser Bauwesen und seine Reform. Von Karl Frohme. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: Sommernachtgedanken. Von Peter Knauer. — Ein chinesischer Brief aus Berlin. Mitgeteilt von Arthur Zapp. — Unsere Illustrationen: Ein kritischer Augenblick. — Hans Sachs und Eva. — Eine Straußenfamilie. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft: Vorteile der Bienezüchtung. — Um kalkflüssiges Baumwachs zu erhalten. — Aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege: Bakterien und Algen auf Goldmünzen. — Ueber die Einwirkung des Klimas auf den Haarwuchs. — Für unsere Hausfrauen: Für absonderliche Geschmackrichtungen. — Feuersichere Stärke für Kleidungsstücke und Wäsche. — Schwarze Spitzen aufzufärben. — Zweifelhige Charade. — Rösselsprung. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Aukunst. — Polytechnischer Ratgeber. — Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humoristisches. — Sprechsaal.

Mit diesem Heft beginnt das IV. Quartal des 9. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Postabonnenten werden erucht, ihre Bestellungen ungehäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt.“